This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

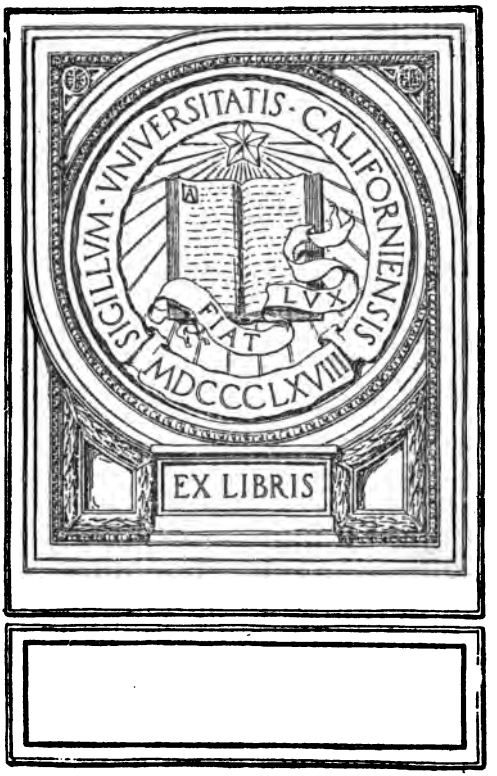
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 320 717


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Eine

Reiſe nach Wien.

Von

UNIV. OF CALIFORNIA

Thereſe,
Verfaſſerin der „Briefe aus dem Süden“ ꝛc.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1848.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Eine Reiſe nach Wien.

Eine Reise nach Wien.

Von

Lützow, Frau Therese (von Struve)

Verfasserin der „Briefe aus dem Süden“ ꝛc.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1848.

DB854
L8

UNIV. OF
CALIFORNIA

Inhalt.

	Seite
Marienbad und Königswart	1
Die Regensburger Walhalla	19
Die Donaureise von Regensburg nach Linz	28
Ischl	38
Die Donaureise bis Wien	46
Wien	56
Die Stephanskirche	60
Die Augustinerkirche	65

643469

Seite

Schönbrunn 72

Hitzing 80

Der Garten des Freiherrn von Hügel 82

Der kaiserliche Thiergarten 87

Hütteldorf 90

Das Kärnthnerthortheater 92

Das Burgtheater 98

Die Hofbibliothek 116

Das Antikenkabinet 124

Die kaiserlichen Gemächer in der Burg 130

Die Reiterstatue Joseph's II. 133

Das Monument Franz I. 136

Die Minoritenkirche 138

Der Volksgarten 145

Der Prater 148

Die Villa Metternich 153

Die Ambrasische Sammlung 174

Das Belvedere 178

Seite

Baden 205

Die Kaisergruft 216

Donner's Brunnen am Mehlmarkt 225

Schwanthaler's Brunnen auf der Freyung 227

Die Schatzkammer 229

Die Reitschule 231

Das Sophienbad 234

Die Gemäldesammlung des Fürsten Paul Esterhazy 237

Das kaiserliche und bürgerliche Zeughaus 243

Der Augarten 249

Die Akademie der Wissenschaften 252

Der juridisch-politische Leseverein 254

Der allgemeine Hülfsverein 256

Der Narrenthurm 258

Lenau 276

Der Währinger Kirchhof 278

Die Gemäldesammlung des Herrn von Arthaber . 281

Laxenburg 291

Seite

Mödling und Briehl 296

Das Theater in der Josephsstadt und das Theater an der Wien 298

Die hohe Warte 301

UNIV. OF CALIFORNIA

Marienbad und Königswart.

Die öſtreichiſche Grenze iſt überſchritten. Die Mauthbeamten haben mit ſeltener Höflichkeit die für einen Badeaufenthalt gefüllten Koffer gemuſtert. Im Halbdunkel des Abends liegt Franzensbrunn vor uns. Ehe es erreicht iſt, hat die Nacht ſich über den kleinen Ort mit ihrem ſchwarzen Schleier ausgebreitet. Der Contraſt ſcheinbarer Ruhe auf den langgezogenen Straßen, mit der lebenzitternden Bewegung der erleuchteten-Häuſer, mit den fernen Klängen des Muſikchors und dem Rauſchen der Bäume, das wie ein ſehnſüchtig erregtes Meer leiſe dahinflutet, iſt lieblich und ernſt. Wir ſtehen vor einem Gaſthofe. Er iſt beſetzt. Vor einem zweiten. Auch der iſt überfüllt. Nirgends findet

sich ein Unterkommen. Franzensbrunn hat nicht genug Häuser für die theils durchreisenden, theils bleibenden Kurgäste. Man sagt, noch nie sei es so voll wie in diesem Jahr gewesen. Ist das ein Beweis für einen wenig beruhigenden Gesundheitszustand, für eine immer mehr die Oberhand gewinnende Vergnügungssucht, oder lockte die königlich baierische Familie und deren Verwandte plötzlich so Viele in ein Bad, das meist unbesucht ist?

Der Postillon, vom Warten ungeduldig geworden, schmetterte in sein Horn. Es war elf Uhr Abends und immer noch wollte sich die Wohnung nicht finden. Da faßte ich einen raschen Entschluß, ließ frische Pferde kommen und fuhr im zurückgeschlagenen Wagen, angehaucht von der Nachtkühle, hinüber nach Eger.

Eine schöne Allee führt wol eine halbe Stunde lang von Franzensbrunn in die Stadt, die Wallenstein's letzten Seufzer hörte. Die ganze Umgebung, Feld und Ebene, in traumartige Einsamkeit gehüllt, schien mir voll Friedensruhe. Die Brunnen auf dem Markte plätscherten kaum hör-

bar, als wir vor den „drei Prinzen" hielten. Aber welch ein Gasthof! Ist das Oestreich mit seinem gepriesenen Comfort? Bin ich im Kerne Deutschlands? Darf ich Anspruch auf Bequemlichkeit, ja nur auf Reinlichkeit machen? Von dem Allem keine Spur. Man führt mich Trepp' auf, Trepp' ab, durch Gänge, die einem Kloster zu gehören scheinen, über aschgraue Fußböden zu einer Thüre, an die geklopft wird. Der Einwohner öffnet schlaftrunken. Dahinein soll ich? In dieses bereits besetzte Zimmer? In diese von Stickqualm gefüllte Atmosphäre? „Wir haben nichts frei", heißt es. „Dies ist der Wirth selbst, der seine Wohnung abtritt." Ich seufze und ergebe mich in mein Schicksal, mitten in der besuchtesten Gegend Deutschlands, in einer nicht ganz unbedeutenden Stadt, zwischen Franzensbrunn, Marien- und Karlsbad die Nacht auf einem Stuhle in einem durchaus erbärmlichen Gasthaus, dem ersten in Eger, zuzubringen!

Dergleichen geschieht dem Reisenden in Oestreich öfter, als man glaubt. Ich habe nirgends,

selbst in größeren Städten, jenen Comfort, jene fast in Duft schwimmende Reinlichkeit der Rheingegenden, jene Sorge und Umsicht der Wirthe, die dem Ermüdeten zum Labsal wird, angetroffen. Alles ist unzweckmäßig, unreinlich; überall zeigt sich tiefer Verfall. Die drückendste Armuth und das schreiendste Elend herrschen dermaßen, daß ganze Menschengruppen hungernd und lungernd an allen Straßenecken lehnen. Ich sah das, als ich Morgens durch Eger nach Marienbad fuhr, die Bauern in ihrer romantischen Tracht mich hohläugig, die schwarzen Hüte tief in das Gesicht gedrückt, schüchtern aber nicht bettelnd anblickten.

Durch die mit Nadelholz bewachsenen Berge ging es dann weiter der blauen, nebelverhüllten Ferne zu, um mich ein still hindämmerndes Naturleben, eine fast wehmüthige Waldeinsamkeit, eine ich möchte sagen schlaftrunkene oder doch einlullende Ruhe. Das ist die Stimmung, die dem Badebesuchenden gebührt. In dieser geschäftslosen Sommerluft, vorbereitet auf wohlthuende

Langeweile, ſollen die unnatürlich angeſpannten Nerven ſich erholen.

Die Poſtſtraße windet ſich unter dem Sonnenglutball auf- und niederwärts, bis endlich rechts der Ferdinandsbrunnen mit ſeinem weißſchimmernden Gebäu ſich im Thale auf dunklem Grunde zeigt und Marienbad, an Anhöhen gelagert, mit gradgezogenen Häuſerreihen und parkähnlichen Spaziergängen gar freundlich hervortritt.

Wie viel hat ſich an dem Ort, den ich vor zehn Jahren zuletzt ſah, verändert! Wie iſt Alles ſo viel größer und geputzter geworden! Auf der Höhe glänzt eine neuerbaute Kirche im hellen Sonnenlicht; dahinter ragen im Dunkel die hohen Tannenbäume der „Hirtenruhe" empor. Das goldene Kreuz der Heilquelle erhebt ſich ſeitwärts und gegenüber, inmitten des ſchwarzdunklen Bergwalds, ſteht ein hochaufgerichtetes Crucifix, an deſſen Fuße andächtige Landleute beten. Aber alle dieſe Spuren einer ordnenden Gewalt haben doch Marienbad noch nicht ſein wildromantiſches, urſprüngliches Ausſehen nehmen können. Die ganze Ge-

gend duftet von harzigem Tannengeruch. Kahle Felsblöcke ragen aus dicken Mooſen hervor, Quellen plätſchern von den Bergen in das kleine Thal mit wunderholder Geſchwätzigkeit herab. Je tiefer man in die Waldung, je höher man auf die Spitzen der Anhöhen hinaufſteigt, deſto beſſer und ernſter geſtaltet ſich die Scene. Wie in einem Urwalde, ſo dringt nirgends der Laut eines menſchlichen Weſens zu uns. Nur Vögel flattern hie und da aus ihrer Ruhe empor oder ein Schmetterling kommt, ſich auf den Farrenkräutern im Dickicht zu wiegen. Marienbad iſt kein Ort der Zerſtreuung oder der Eitelkeit. Hieher verirren ſich nicht die tänzelnden, mit communiſtiſchen Bärten gezierten „Lions“ oder die auf Effect ausgehenden Damen der Mode. Wer den Kreuzbrunnen aufſucht, der iſt krank; krank an der Leber, am Unterleibe, krank im Gemüthe, verſtimmt und ermüdet. Das zeigen die gelb angeflogenen Geſichter auf der Promenade, die ſich vom Kreuz- bis zum Karolinenbrunnen erſtreckt, das die gebückten, ſchleichenden Geſtalten, die langſam auf- und abwandeln.

Ich war im „Anker" abgestiegen, einer Wohnung, die den Vortheil der Kühle und vom Balcon herab die Aussicht auf die fehlerhaft gebaute, aber romantisch gelegene Kirche, auf den leise gewellten Vordergrund der Landschaft, auf die allmälig hochsteigenden Berge, auf all' den lebenspendenden, würzig duftenden Reiz einer Waldgegend hat. Außerdem fand ich in dieser Wohnung eine mir theure Freundin, mit der ich manche Stunde getheilt und die Schönheit der Gegend tausendfach genossen habe. Im Allgemeinen will ich aber doch vor dem „Anker" als vor einem Hause warnen, das weder gut gehalten, noch seines eigennützigen Besitzers wegen zu empfehlen ist. Vorzüglicher ist jedenfalls die „Eiche", der „Neptun", der „Falke", das „Teplerhaus" und auf der Höhe die „Stadt Paris" und die „Badeanstalt".

Ich bin viel in Marienbad herumgewandert, Morgens und Nachmittags, im Thale, nach der Waldquelle hin, oder hinauf nach der „Freundschaftsbank", der „Richardshöhe" und dem „Kieselhof". Abends beim Sinken der Sonne, wenn sich ein

leichter blauer Flor über die Berge legt und die Schatten dunkler und kälter werden, oder früh Morgens, wenn der violette Duft allmälig der goldenglänzenden Sonne weicht, ist Marienbad am schönsten. Das Grün der Tannenwipfel, hie und da von hellem Laubwerkgebüsch unterbrochen, zittert rubinroth gefärbt auf dem Silberblau des Himmels, indeß die blauangehauchte Tiefe in feuchter Kühle schwimmt. In dieser Umgebung ist mir die Welt oft vergeistigt, die Last der Verhältnisse leicht, die Schönheit und der Adel der Naturlinien lieblich erschienen. Auch die kleine sich an die noch nicht vollendete Kirche anlehnende Kapelle mit ihrem bimmelnden Glöckchen, mit dem aufsteigenden Weihrauch und der andächtigen Menge durfte nicht fehlen. Marienbad hat die katholische, also die poetische Färbung; es hat seine ehrwürdigen Teplerherren, das weiße flackernde Kerzenlicht der Messen, die Vocal- und Instrumentalmusik am Sonntage beim Hochamte. Es hat seine meist schlechtgeschnitzten Heiligenbilder am Wege, seine Kreuze und ewigen Lampen, all' das unschuldige

Spiel- und Blendwerk der Sinne, das wir mit nordiſcher Nüchternheit aus unſeren Kirchen verbannt haben. Ich ſah den Teplet-Prälaten mit einem galonnirten Jäger fahren; ich hörte von Mittagseſſen, die gegeben, von freundlichem Entgegenkommen, das im Kloſter geübt werden ſoll. Ich bin nicht da geweſen. Ich habe mich mehr mit der Marienbader Natur als mit den dortweilenden Menſchen befreundet, mehr der Geſundheit als dem Vergnügen, das was man ſo gemeinhin Vergnügen nennt, gelebt. Vielleicht iſt mir deshalb im Schatten des Waldes, an heißen Sommermorgen, in ſtiller, befriedigender Einſamkeit, in belebender Kühle ſehr wohl geweſen. Ich habe den Sinn der Alten begreifen gelernt, die dem Naturgeiſte Altäre im Freien erbauten. Ueberall reden die eindringlichſten Stimmen um und in uns von jener Macht, die wir Gott nennen. Von allen Seiten ſchallt und jubelt die Wahrheit eines Schöpfers, der uns Leben und Freude einhaucht. Ich erinnere mich eines Morgens im Walde, wo ich auf dem Wege zur „kleinen Schweiz" leiſe auf-

wärtssteigend unter mir die reichste Vegetation eines kräuterduftenden Grundes hatte, die Bäume in Licht und Luft eingerahmt, sich zu schlanken Säulen gestalteten und das Herz mir in freudigstem Schwunge voll dieses Glanzes und dieses Glaubens wurde.

Einmal war ich in Königswart. Man fährt, mit Erlaubniß des Fürsten Metternich, durch den Thiergarten. Der Weg trägt einen fast trüben Charakter. Das dunkle Nadelholz duftet und die Blicke auf die Ebenen, die hie und da sich zwischen dem Gebüsch aufthun, bieten die Aussicht auf dünnes Korn, das spärlich fortkommt. Hier heißt es wirklich, sein Brot im Schweiß seines Angesichts verdienen. Man sieht es den hungernden, fast nackten Gestalten, die um ein Almosen bitten, an, wie schwer es auf diesem Boden zu leben ist. Ernste Gedanken geleiten zum Schlosse des Fürsten. Es liegt einstöckig, in der Mitte eines geistreich angelegten Parkes, hat ein schönes Mittelgebäude und ist von der einen Seite, da wo man hereinfährt, mit einem eisernen Gitter, das von

dem einen bis zum andern Flügel geht, geſchloſſen. Im Hofraum wirft ein Springbrunnen ſein klares Waſſer hoch in die Luft hinein. Die große Paradetreppe, die links hinaufführt, iſt mit einer Glasthüre verſehen. Der Kaplan öffnet. Man ſchreitet aufwärts. Oben auf der Treppe ſtehen ſeitwärts Vaſen und Blumengefäße. Nun tritt man in einen großen Saal, auf deſſen einer Wand das Bild des Kaiſers Franz und auf der andern eine Statue, die die Politik vorſtellen ſoll, prangt. Aber dieſe iſt mit dem goldenen Griffel in der Hand, in ſchwere Marmorfalten gehüllt, mit ſpitzen Zügen auf dem unſchönen Geſicht, ſo wenig anziehend, daß ich lieber hinaus auf den breiten Balcon trat und die Fernſichten des Parkes betrachtete. Dann geht es weiter in eine Galerie, wo das Bild des Fürſten als ſechsjähriges Kind, neben der Mutter, nicht weit von ſeinem geharniſchten Anherrn, hängt. Seine kleinen, runden Züge und die guten, lachenden Augen verrathen noch nichts von der Größe dieſer Zukunft. Noch ſchläft Alles in dem Geſichtchen und nur Eines wacht,

die reine, instinktmäßige Freude am Leben, die Behaglichkeit, die noch keine Entbehrung zerschnitt!

Der Kaplan öffnet die Thür im Hintergrunde. Wir sind in der Kapelle, oben in einem Chor, von dem aus der Fürst dem Gottesdienst beiwohnt. Ein blauer Sessel, darauf das Wappen künstlich in Seide gestickt, verräth sorgliche Frauenhände. Die Kapelle ist einfach. Ich kann mir wohl denken, daß man hier andächtig beten, hier zu den Füßen des Kreuzes sein Leid niederlegen kann. Die Muttergottes schwebt auf blauem Grunde über dem prachtvollen Altar, der ein Geschenk des Papstes ist. Im Uebrigen schmückt das Kirchlein nichts als Sonnenlicht, das durch die hellen Fenster auf die Wände fällt und leuchtende Punkte malt.

Von der Kapelle führte uns der Kaplan in eine Reihe lieblich angelegter Fremdenzimmer. Der Fürst muß sehr gastlich sein, denn nicht allein, daß für Viele Raum ist, dieser Raum ist auch mit freundlicher Sorgfalt, mit Lehnstühlen und bequemen Sophas fürsorgend ausgestattet. Wie es mir gefiel, daß die Fenster überall geöffnet, die Uhren

aufgezogen, die Lagerstätten bereitet waren! Man schien Gäste, vielleicht die Herrschaft zu erwarten, allein der Kaplan meinte, heuer käme der Fürst nicht; er bliebe in Wien, der italienischen Angelegenheiten wegen.

Als ich aus den Fremdenzimmern heraustrat, lagen vor mir die Wohnzimmer, heimlich und lockend, fern von aller Prunksucht, aber so hübsch, daß es mir Mühe kostete, mich loszureißen. Zuerst thut sich das Eßzimmer auf, dann kommt man in das Billardzimmer, an dessen Wand mich ein Bild fesselte. Es ist Wallenstein's Portrait, in ganz schwarzer Kleidung, jugendlich, mit schönen „aristokratischen" Händen, mit dem leuchtenden, voll Thaten schwimmenden Blick. Er sieht lebensvoll und doch geisterartig aus dem Rahmen heraus, eine Heldengestalt, die ich mit Bewunderung, mit Schrecken, mit Schmerz betrachtete. Er verbrachte Außerordentliches, war hart und weich, groß und klein, und endete elend, voll Bitterkeit und Ermüdung, verrathen, mit der Schmach des Undanks bedeckt, ein Hinweis auf Das, was wir Größe

nennen und was so morsch und so unsicher ist. Was für ein grauses Lebensgewirr, was für ein Laufen und Rennen, Hoffen und Verzweifeln bis zum mörderischen Dolchstoß des Irländers Deveroux! So stolz, so herzschwellend zu sein und so zu enden! Es liegt ein tiefer Schmerz in dieser Thatsache. Wer kann sie ansehen, diese Zustände der Knabenspiele, der Jünglingsschicksale, des Kriegs, des Fluchs und des Segens, der Verwüstung, des Untergangs und nicht wie durch einen Zauberschlag in ein fremdes Dasein gerückt, überwältigt von den massenhaften Eindrücken eines solchen Lebens zu sein!

Nicht weit von Wallenstein's Bild hängt das Portrait der schönen Pauline Borgheſe mit den entblößten Schultern, hängen die wunderholde Tante des Fürsten Metternich's, seine verstorbene, liebliche Schwester, er selbst in älteren Jahren, die Züge durch Denken und Handeln vergeistigt, indeß ein früheres Bild ihn in freigewordener Kraft, im vollen Glanze der Jugend, in sehnsuchtsvoller Erwartung der bedeutungsreichen Zeit zeigt.

Es ist kein Vorurtheil diese Race, diese Privilegien des Adels, diese angeborene Schönheit, die sich in der äußern Bildung ausspricht. Könnte ich nur das wundervolle Antlitz eines verstorbenen Grafen Esterhazy beschreiben, dessen Bild ich in einem der Zimmer sah und der so viel Muthiges, so viel Herausfoderndes, so viel Siegendes hat, wie es sich nicht sagen läßt.

Der Gesellschaftssaal der Fürstin, das Kamin darin, der Flügel, die kleinen und großen Tische, die Sophas haben viel Einladendes, Anheimelndes. Nichts ist steif oder unschön; man erräth, daß hier ein gebildeter, weiblicher Geschmack, eine Lebendigerhaltung des Ideals, eine vollsaftige Aeußerlichkeit herrscht. Hübsch sind die Vorrichtungen für die Blumen, die kleinen Etablissements in den Ecken der Zimmer zu traulichen Zwiegesprächen! An den Gesellschaftssaal stößt das Schreibkabinet des Fürsten. Da es am Ende des Schlosses liegt, so hat es vier Fenster, zwei auf der einen, zwei auf der andern Seite. Gleich beim Eintritt fällt der Blick auf ein wundervolles Frauenportrait.

Das ist die zweite Gemahlin des Fürsten, eine Engländerin, in idealischer Kleidung, mit großen staunenden Augen und seltsam geschlungenem, reichwallendem Haar, einer Antike ähnlich, lieblich, rein, sittsam die Schultern mit Mousselinfalten verdeckt. Sie muß schön gewesen, heiß beweint worden sein! Auf diesem Angesicht einer früh Geschiedenen ruht gewiß des Fürsten Auge, wenn er allein vor seinem Schreibtisch sitzt, ins Freie, auf die Jugend, die Hoffnung, auf das Glück, auf den Schmerz dieses Todes, auf die Sehnsucht nach Wiedererweckung des Verschwundenen blickt. Sein Schreibtisch ist fast in die Mitte des Zimmers gerückt. Ich stand einen Augenblick vor diesem Laboratorium des menschlichen Gedankens, vor diesen speculativen Anläufen eines mächtigen Willens, in dieser unmittelbaren menschlichen Häuslichkeit, an die ich nicht mein individuelles Scalpell zu legen wagte. Ich dachte so Vieles, so Manches von der Phrase Abweichendes; Vergangenes, Gegenwärtiges, Zukünftiges; dachte an Thatsachen, die bewundert oder getadelt von dem Griffel der

Geſchichte ſchon auf eherne Tafeln gegraben ſind, ſpann mich ein in das traumartige Gewebe der dahinrollenden Zeit..... Eine Tapetenthür führt in das Ankleide- und dann in das Schlafzimmer. Dicke Vorhänge umſchließen die Lagerſtätte. An der Seite, wo die jugendlich ſchöne Fürſtin ruht, ſteht ein Betſtuhl vor einem kleinen rothſammetnen Hausaltar. Dann tritt man in ihr Wohnzimmer. Es iſt lebensfriſch und heiter. Was die übrigen Zimmer angeregt hatten, ging hier in der duftenden Gegenwart unter. Da ſteht eine Marmorſtatue, ein kleines Mädchen, das einen Schmetterling haſcht, die bekannte Jungfrau von Orleans drückt ihr Schwert an die Bruſt, dickbäuchige Chineſen nicken und darüber ſieht man ein Stück Wiener Congreß. Ueberall Divans, Schmollwinkelchen, Epheuſtauden, die den kleinen Schreibtiſch umgeben; Alles Heiterkeit, neckiſche Laune, graziöſe Gefallſucht. Man freut ſich an der Lebensluſt, die hier herrſcht, an der Idylle, die ſich in dieſen Räumen eingeniſtet hat, an der Ausſicht auf den Park, der, angefüllt mit thauigen Roſen,

vor den Fenstern der Fürstin einen kräftig bearbeiteten, wenn auch etwas spröden Boden verräth. Dieser Park sieht wie ein Eroberer aus. Er hat es sich sauer werden lassen, seine Bäume und Gebüsche in die Höhe zu treiben, aber er hat es, unverdrossen in seiner Anstrengung, bis zu gewölbten Zweigkuppeln, bis zu rankendem Schlinggewächs gebracht. Nun webt und weht ein frisches Leben im Königswarter Park. Die Badegäste trinken hier ihren Kaffee, den sie „verkehrt" nennen, weil nach ärztlicher Vorschrift viel Rahm und wenig Mokkasaft gegeben wird; kleine Mädchen laufen in rosafarbenen Kleidern weit weggeworfenen Ringen nach. Das Dämmern und Brüten der Reflexion weicht vor den sonnigen Lichtstreifen, die sich auf den Wipfeln der Bäume wiegen.

Die Regensburger Walhalla.

Von Marienbad fuhr ich über Weiden und Burglengenfeld nach Regensburg. In Burglengenfeld dachte ich mit Wehmuth des erloſchenen Geſchlechts meiner mütterlichen Vorfahren, die hier lebten und ſtarben, dachte an den Großvater, der in Regensburg gewohnt, an die Glanzpunkte einer Familie, die nun Staub iſt. Menſchen und Grundſätze zerſtören ſich gegeneinander. Die Meiſten wünſchen ſich Kampf. Warum nicht Frieden? Man ſtreitet, man dialektiſirt, man arbeitet für eine ſogenannte Idee und immer — vergebens!

In Regensburg fühlte ich mich einheimiſch, ich, die dort fremd bin. Ich gedachte der Erzählungen meines Vaters, den der Reichstag großzog; ich

ſah die Kapelle, in der Verwandte, den Friedhof, auf dem die Großmutter ruht. Ich ging vor dem Hauſe „zum Goliath“ vorbei, deſſen Außenſeite mit dem Rieſenbild im coloſſalſten Style bemalt iſt; ich trat in den Dom, deſſen Anblick Ehrfurcht und Bewunderung einflößt. Er iſt unter der Regierung des jetzigen Königs von Baiern hergeſtellt und vom Ungeſchmack geſäubert worden. Mild und ſammetweich legt ſich hier die Ruhe der Andacht um das Gemüth; die Sonne blickt mit himmliſch verklärter Heiterkeit durch die wundervoll ſchimmernden Glasfenſter, ja das edle Gebäu wirkt überwältigend in ſeinem eigenthümlichen Bauſtyl, in ſeinem düſter-ernſten Charakter, der faſt cyclopiſch iſt. Was das für erhabene Eindrücke voll ſtiller Demuth, voll naiver Innigkeit, voll heiligen Ernſtes ſind! Der Hauptaltar, der vom Fürſtbiſchof Fugger herſtammt, iſt von Silber. Zur Linken ſteigt das ſchlanke gothiſche Sakramenthäuschen empor; in den beiden Seitenſchiffen fallen die Feinheit und Sculptur der ſteinernen Altäre ins Auge. Im rechten Seitenſchiffe ſteht ein Meiſter-

werk, der Schöpfbrunnen, aus welchem das Weihwaſſer geholt wird; unter den Grabdenkmalen verdient das prächtige Monument von Bronze und Marmor in der Mitte der Kirche, dem Kardinal Philipp Wilhelm errichtet, nähere Erwähnung. Sehr angeſprochen hat mich der Unterbau der Kirche, von dem aus breite Treppen in die Eingänge der Kirche führen und die ſieben Thüren und an den Längenſeiten einen Wald von Pfeilern und Spitzthürmchen hat.

Soll ich von dem fürſtlich Thurn- und Taxis'ſchen Palaſt und von der Gruftkapelle reden? Soll ich einen Blick in die zuſammenhängenden Hallen des Kreuzganges, auf die mit Glasgemälden prangenden Fenſter, auf den Zuſpruch: „Gottes Friede mit Euch Allen!" thun? Die ſchöne Chriſtusſtatue von Dannecker ſteht ſegenſpendend in der Kapelle. Der Styl iſt der altdeutſche; Form und Verzierungen ſind vorwurfslos. Aber es zieht mich, ehe die Sonne hinabſinkt, hinauf zur Walhalla, zu dieſem Rieſenbau der Gegenwart, zu dieſem Tempel eines großangelegten Ruhmes-

lexikons. Der Wagen rollt raſch über die Donaubrücke, rechts den Weg nach Donauſtauf, in ein breites Thal, aus dem plötzlich ſich ein Granitfelſen und auf ihm die Walhalla im ſchneeig jungfräulichen Gewande emporhebt, dann verſchwindet, dann die Trümmer der Veſte Stauf und die im byzantiſchen Styl erbaute Kirche St. Salvator zeigt, dann eine durch Wald und Fels gehauene Straße zuläßt und endlich zur nördlichen Seite des Tempels führt. Die Sonne war im Sinken. Das weitreichende Donauthal, mit der Fernſicht bis zu den Tyroler Hochgebirgen, ſchwamm duftig zu unſeren Füßen; neben uns ſtand die Halle des Ruhmes, mit einem Periſtyl in doriſcher Ordnung, ernſt und ſchweigend in ſteinerner Ruhe. Nichts ſtörte in dieſer Stunde den Eindruck; die Reiſenden waren fern, der Tempel war geſchloſſen. Bis der Cuſtode ihn für uns öffnete, konnte ich dieſe ſchönſte Jugendblüte Ludwig's, dieſen vor vierzig Jahren gefaßten und ſeitdem mit Liebe gehegten Gedanken, dieſes aus poetiſchem Bedürfen entſtandene Gebäude ſorgfältig betrachten. Nie iſt mir die griechiſche Archi-

tektur erhabener in ihrer Einfachheit, nie abweichender von der gothiſchen, nie innerlich befriedigender als hier vorgekommen. Hoch oben auf dem Haupte des Felſens, fern vom Tageslärm, ſteht der Tempel mit Säulen umgeben in länglicher Form, behaglich, als höbe er ſich wie ein Schwan in die Lüfte, tadellos ſchön, ein Werk des Genies, einheitlich, voll ordnenden Sinnes. Nur die bis an den Fuß des Berges hinabreichende, im Zickzack gebaute Treppe iſt mir außer Proportion, als nicht zu dem Rieſenbau gehörend vorgekommen. Von oben herunter und von unten herauf ſchadet ſie dem Tempel, der durch ſie kleiner, als es gut iſt, erſcheint. Aber dieſer mäkelnde Eindruck erliſcht, ſobald die gigantiſchen Thore ſich öffnen und man in die Zauberhalle, in den Wohnſitz großer Menſchen, in dies wunderbar ſich in ſeinem eignen Marmorglanze ſpiegelnde Gewölbe tritt. Wie leicht und zierlich, wie feſt und unerſchütterlich das daſteht! Das Geſetz des Maßes iſt erfüllt. Der Charakter des Antiken iſt mit dem Schmelz der Schönheit bekleidet; voll Kraft, ver-

heißend, andacht- und ehrfurchterregend winden und reichen die Genien des Ruhmes ihre Kränze dar. Das wölbt sich überall lebensvoll und warm, wächst und dehnt sich, wohin ich auch treten, wie ich den herrlichen Plafond, den mosaikschillernden Boden auch betrachten mag. Licht überall von den Wänden, Licht in der Seele, Licht des mildesten Ernstes, das, der heiligen Begeisterung entflossen, sich auflöst in staunende Bewunderung. Warum diese buntangemalten Kanephoren, diese altgermanisch gekleideten Walkyren, die mit elfenbeingelber, bräunlich goldener, hell violetter Farbe fast profan in die schneeige Halle hinabblicken? Mußten sie denn bunt sein? Konnte nicht Alles dem Marmor entnommen, weiß wie die Büsten und Ruhmesgenien bleiben?

Ich setzte mich auf einen der marmornen Sessel, verloren in Gedanken. Da kamen sie in Scharen die Erinnerungen an die Geschichte; da kamen die Helden-, Künstler- und Dichtergestalten, da Rudolph von Habsburg, Maximilian I. Da Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten, Wallenstein,

Herzog Bernhard von Weimar, Friedrich der Große, Maria Thereſia, Katharina die Zweite, Johann von Eyck, Hemling, Albrecht Dürer, Peter Viſcher, Hans Holbein, van Dyck, Rubens, Leibnitz, Winckelmann, Leſſing, Gluck, Mozart, Herder, Schiller, Klopſtock, Müller, Wieland, Goethe..... nur Einer fehlt: Luther, der Mann der Bewegung und des Fortſchritts, der Mann, der mit erquickendem Eifer das Göttliche herſtellen und das menſchlich Kleine vernichten wollte. Dieſer dialektiſche Moment der Ideen, dieſe hiſtoriſch religiöſe Entwickelung, dieſe reformatoriſche Scheidewand der Jahrhunderte mit ihrem Brenn- und Mittelpunkte, dieſer göttliche Funke Luther durfte in dieſem Tempel nicht fehlen. Man ſagt, König Ludwig beabſichtige die Aufſtellung dieſer denkwürdigen Büſte. Ich will glauben, daß eher eine Zufälligkeit als eine Abſicht dieſer Verzögerung zum Grunde liegt. Ich bin lutheriſch; aber wenn ich auch katholiſch wäre, ich würde Luther's Büſte an dieſer Stelle für ein abſolutes Recht anſehen. Die beſtehende Wirklichkeit läßt ſich nicht herab-

drücken, die correcten Ideen des Proteſtirens dürfen unſerm Jahrhundert und dieſem Tempel nicht fremd bleiben.

Es iſt ſchade, daß ſo viele Büſten aus einem mit blauen Adern durchſchoſſenen Marmor gehauen ſind. Das ſtört zuweilen den Totaleindruck oder ſchiebt eine bedeutende Perſönlichkeit in den Hintergrund. Wahrhaft erhebend ſind die plaſtiſchen Arbeiten. An der Außenſeite hat ſich Schwanthaler einerſeits durch die ſymboliſch ausgedrückte Wiederherſtellung Deutſchlands, anderſeits durch die Darſtellung der denkwürdigen Teutoburger Vertilgungsſchlacht verewigt. Im Innern feſſelt zuerſt der Fries, der ſich an den Wänden herumzieht und von Wagner iſt. Dieſer bezeichnet die verſchiedenen Momente der deutſchen Geſchichte. Wohlgefällig ruht das Auge auf Rauch's Ruhmesgenien in weiblicher Geſtalt, deſſen eine, links, einen ſo himmliſchen Ausdruck der Ruhe, eine ſo wehmüthig augenblitzende Freude verräth, daß man den Eindruck, als einen faſt religiöſen, lange in ſich nachwirken fühlt.

Als ich hinaus aus dem Tempel trat, hatte die Sonne die Landſchaft in brennende Farbenglut getaucht. Unter mir rauſchte die Donau; vor mir und ſeitwärts ſchimmerte das Gebirge. Akazien bewegten ihre zarten Zweige in den Lüften, die Ruine Donauſtauf ſtand hoch oben wie ein Adlerhorſt. Das war ein Anblick, überraſchend genug, um die kunſtvolle Einfachheit des Tempels nochmals auch äußerlich zu genießen!

Die Donaureiſe von Regensburg nach Linz.

Nicht Dämmerung zur Nacht, ſondern Morgengrauen flatterte wie ein blauer Schleier über der Donau um vier Uhr Morgens hin. Wie das am Ufer hin- und herlief! Wie die Träger unter der Laſt der Koffer keuchten und in die Schatten des auflodernden Tages den Fluch des Uebereilens ſandten! Jetzt läutet die Glocke des Dampfers und jetzt noch einmal. Der Schornſtein raucht, die Räder kreiſen. Donauſtauf, die Walhalla und rechts die Stadt Regensburg fliegen vorüber. Was eben noch Berg war, tritt zurück und läßt eine weitausgebreitete Ebene ſichtbar, die in ihrer Monotonie eben nicht ergötzlich iſt. Alles wird flach. Kleine Flecken zeigen ſich und ſchwinden. Schiffe,

mit Pferden beſpannt, werden mühſam ſtromauf-wärts gezogen. Endlich kommt Straubing mit ſeiner über die Donau geworfenen Brücke und der tragiſchen Erinnerung an die unglückliche Agnes Bernauerin. Die eiſigen Schauer des Todes le-gen ſich an dies Andenken; die vor Schrecken er-ſtarrte Thräne löſt ſich nur mühſam von der Wim-per! Welche Gewalt, dieſe Standesvorurtheile, welcher Fanatismus, dieſer politiſch-religiös ent-flammte Adelsſtand, dem das Individuum in ſei-nem Bedürfen, glücklich zu leben, immer unter-legen iſt. Verdiente dieſe Agnes den ſchmerzlichen Tod? Sie pflückte vom Baume des Daſeins, blos um die Liebe zu beglücken. Was war ihr der Ehrgeiz, was der fürſtliche Glanz? Sie dachte an ihr Herz, das ſich im Duft des Genuſſes nicht ohne Kraft bewegte — und mußte doch hinunter in die Wellen in nächtlicher Stunde, mußte büßen und ſterben. Bei ihr ſollte der Beſitz nicht die Wahrheit ſein, ſondern die Liebe. Ich ſah die Tiefe des Stromes an, ich ſah die Pfeiler der Brücke. Indeß wurde es lebendig um mich. Eß-

luſtige Oeſtreicher drängten ſich zum Kaffee und Gabelfrühſtück und dazwiſchen wirbelten ſich die unausweichlichen Tabacksdüfte, mit denen den Frauen in jetziger Zeit Weihrauch geſtreut wird.

Ich ging in die Kajüte zum Schreiben. Die Fahrt iſt langweilig, bis endlich Paſſau auf einer ſtark erhöhten Landzunge erſcheint, das mit ſeinen kühn übereinander ſteigenden Häuſern wahrhaft imponirt. Man gedenkt des im Nibelungenliede vielfach genannten Piligrin, der als weiſer Kirchenfürſt eine hervorragende Erſcheinung ſeiner Zeit war. Die Stimmung wird poetiſcher. In der Erinnerung taucht die Reformation mit ihren Wirren, taucht der Student Elſenreiter, der die Paſſauer Kunſt verbreitete, auf. Wenn das Schiff an der Mündung der Ilz vorüber iſt, ſo zeigt ſich, nicht weit von dem links gelegenen hohen Granitfelſen, eine ſchöne Ausſicht auf Paſſau mit ſeinen Häuſern und Thürmen. Raſch biegt und windet ſich der Dampfer. Wir ſind plötzlich in einer ſchroffen, überraſchend großartigen Gebirgsgegend, umgeben von grauen Felſen, die ſtellenweiſe lothrecht aus

der Tiefe emporsteigen. Granitblöcke, Tannengehölz, Ruinen aller Art, schauen mahnend von der Höhe herab. Die Waldbäche rauschen; Fischer rasten am Ufer. Das Gemüth wird voll religiösen Bewußtseins. Die dissonirenden Verhältnisse weichen den wechselnden Erscheinungen des Lebens. Die Zeit, wo die Natur noch ursprünglich war, scheint sich hier zu erneuern. Jedes Säuseln des Windes, jeder Strahl der Sonne, jede vergoldete Wolke ist ein Geist, der auf unsichtbaren Landstraßen hinüber- und herüberzieht. Eine Strecke weiter, unterhalb Engelhartszell, wandelt sich die Gegend zur Wildniß. Hier müßte der Sitz großer Gedanken, frommer, ungetrübter Naturanschauung sein. Von hier aus könnte man in heiliger Sehnsucht zum fernen Christusgrabe pilgern und gläubig die brennende Stirn auf kühle, geweihte Erde legen! Bilder der Vergangenheit, bitter-süße Gedanken, die den Begriff des Vaterlands in das Allgemeine verschwimmen machen, steigen mahnend empor. Was ist der Stolz auf jenem scharfumzirkelten Strich Landes, der uns von fremden Völ-

kern trennt? Ist doch der Begriff Heimat immer zu eng und die Vaterlandsliebe immer eine egoistische gewesen. Der Mensch ist nur dann etwas, wenn er austauscht, wenn er hier nimmt und dort gibt, hier seine Waaren ausbietet und dort neue Gedanken erntet. „Vaterland!" Das Wort setzt eine Erdscholle voraus. Ich lobe mir das Gefühl, das allen Brüdern, das Interesse, das dem wahrhaft Edlen gehört. Vielleicht habe ich aber nur solche Gedanken, weil Deutschland zersplittert, hier Baiern und dort Oestreich ist, weil ich mich vergebens abmühe, den wahren Mittelpunkt zu finden, und nun so an die Masse, an den ideellen Begriff des Kosmopolitismus haltend, still für mich fortdämmere.

Indeß zeigt sich das alte Schloß Krempelstein auf schroffer Felswand, mit seiner Legende vom Schneider und vom Geiß, und dann Kasten am Fuße eines hohen Waldbergs, welcher die Burg Viechtenstein trägt. Dahinter liegt der prosaisch benannte Sauberg, von wo aus sich die schneebedeckten Gipfel des salzburger und tyroler Hoch-

gebirgs anmuthig ausbreiten sollen. Eine Zeitlang reiht sich nun Burg an Burg, Ruine an Ruine. Auffallend bleibt es dabei, daß der mächtige Strom so schiffleer, so einsam ist. Täglich ein Dampfschiff hinauf und eins hinunter und nichts weiter, ist das nicht trübselig? Am Rhein ist das anders. Da fliegt das Leben und Weben der Civilisation in immerwährendem Drängen hinüber und herüber. Und auf der Donau? Es ist so still hier, so geisterartig. Die Berge sind höher und schöner als am Rhein. Sie haben einen wild romantischen, einen fesselnden Charakter; aber es fehlen die Menschen, es fehlt der heitere Betrieb. Baiern hat sich von Oestreich und Oestreich von Preußen und Sachsen abgesperrt. Das mistraut sich und Andern. Man liebt in der Politik die Menschheit; den Menschen haßt man. Freilich weist die Geschichte auch nirgends ein Ganzes auf, aber die steinerne Consequenz, die immer nur sich betrachtet, die immer Nein statt einmal nur Ja sagt, die führt auch Vereinzelung herbei.

Der Engpaß wird romantischer. Die Burg

der Ritter von Hayenbach, der Sage nach von einem Brudermörder erbaut, ist von Strudeln umtobt. Der Grund des Strombetts ist felsig. Hie und da guckt ein verwitterter Steinriese mit wunderbarer Kopfbedeckung aus den Wellen heraus. Mit jedem Rucke des Schiffes verschiebt sich die Ansicht von neuem. Das Auge blickt in blitzende, leuchtende Spaltungen, in Regenbogenfarben, die Licht und Wärme zugleich geben. Der Gedanke labt sich an süßem Quellwasser, das unter dem Gesange geschwätziger Waldbewohner aus dunkeln Grotten fließt. Was ist die Welt, diese mit Kohl und Rüben angebaute Ebene, für eine flache Welt! Im Gegensatz zu ihr spricht in den Bergen eine Sprache zu uns, die eine begeisterte, prophetische Rede, eine Eingebung des göttlichen Geistes scheint. All' die verhüllten Sagen aus der grauen Vorzeit schreiten wie dämmerndes Licht über die Felsrücken. Da steht Rannariedel und Falkenstein und hier taucht der Bauernkrieg mit seinen blutigen Kämpfen hervor. Die lange Bergwand ist zum Erschrecken schroff. Die Felsen wanken und drohen,

ſich hinab in die Donau zu ſtürzen. Mich erfüllt dieſe Gefahr mit trotziger Begeiſterung, denn ich liebe die Zerſtörung und die Auflöſung, ob ich das Leben keineswegs verachte. Weiter unten erhebt ſich links das Schloß Neuhaus, das dem gegenüberſtehenden Granitberg in ſeiner Feſtigkeit Hohn zu ſprechen ſcheint. Dann ſchwindet der Engpaß und die Gegend nimmt einen mildern Charakter an. Verſchleiert, wie greiſe Nonnen, mit weißen Tüchern und noch weißerm Haar, ſtehen tief im Hintergrunde die ſteyeriſchen Alpen. Ach wie die Flamme der Erinnerung zuſammen mit der der Sehnſucht ſchlägt! Wie die ruhige Spiegelhelle der Donau ſo duftig dahinwallt, ſich weitet und dann wieder plötzlich bei Ottensheim ſich einengt! Ein dunkler Tannenwald ladet zum Träumen und Trauern ein. Die Gluten der untergehenden Sonne leuchten über Abhänge dahingeſtürzter Felswände. Die Luft duftet balſamiſch. Fernher tönen die Glocken des Kloſters Wilhering; ſie werden zum Geleite, das uns Linz näher und näher bringt. Wundervoll liegt dieſes, um-

grenzt von weinbewachsenen Höhen, mit weißangestrichenen Häusern und flachen Dächern wie eine italienische Mahnung vor uns. Mit jedem Räderschlag, bei jeder Wendung des Schiffes weite Fernsichten, kühne Baumgruppen, lang ausgedehnte Brücken.

Wir stiegen in dem prahlerisch am Ufer der Donau gelegenen „Erzherzog Karl" ab. Der Mond strahlte gnadenreich auf den Strom und auf uns. Ein Polichinellkasten mit dem lachenden Volk davor, später Lichter vor den Cafés und auf den Balconen warfen über die Umgegend einen Schein südlicher Bewegung.

Früh Morgens war ich oben auf dem Freynberg, dessen Abhang schöne Parkanlagen schmücken, in der Jesuitenkirche, welche hier im sogenannten Probethurm ein Filialcollegium haben. Ein eigenthümlich angelegtes Kloster, das erst Festungswerk, dann Gotteshaus ward, dessen Lage aber beherrschend, wie der ihm inwohnende Gedanke, ist. Die Kirche wächst, ihrem Bau nach, aus dem Thurm heraus. Inwendig ist sie mit all' dem Aufwand

von Gold, buntem Glase, schimmernden Heiligenleibern geziert, den der Jesuit mehr als jeder andere Orden für die Gewinnung der Menge gebraucht. Umgeben von einer Natur, die wie ein Blumenantlitz so hold schlummernd, so traumerregend sich ausbreitet, hier die Donau und dort die steyerischen Alpen zeigt, möchte man weinen, daß die Beförderung der Wissenschaft, des Friedens, der Moral in solchen Händen ruht. Was sind die von Jesuiten präparirten Menschen? Gibt es unter ihnen gesunde Hoffnungen? Kann das Geheimniß des Lebens uns aus solchem Munde kommen?

Ischl.

Die Alpen hatten zu entzückend, zu blaulich lockend gewinkt, als daß ich nicht wenigstens für einige Tage hinüber zu ihnen geeilt wäre, mich in der Kühle ihrer Seen gelabt hätte! Die Luft an der Natur ist eine Quelle von Freuden, die jeden Schritt mit Blumen bestreuen, jedes Lächeln zum auffauchzenden Begeisterungslied umschaffen kann. Ischl war mir nicht fremd *). Aber wie sollte der Weg dorthin, der Anblick des im Abendroth lodernden Traunsteins, der Gmundner- eigentlich Traunsee nicht ewig neu sein? Die Fahrt ist

*) S. Paris und die Alpenwelt. Leipzig, bei Brockhaus. 1846.

paradiesisch. Der Schnee, von den Bergen geschwunden, ließ Traunkirchen überraschend duftend aus den Fluten hervortauchen. Wie große Gedanken, so elektrisch wirkte der Anblick der Felsen am See. Ich erstaunte wieder über den unverkennbaren Weltgeist, der das kleinste Beiwerk hier künstlerisch angelegt hat. Wie erinnerte mich das Alles an die Bilder der Vergangenheit, an die schmerzlich-süßen Hoffnungen des Einst!

In Ebensee, wo wir landeten, klapperten die Salinen. Als ich vor zwei Jahren die Fahrt hieher gemacht, war das Wetter nicht günstig. Feiner Regen tropfte ins Thal, die Luft war fröstelnd, voll erstarrter Thränen, oder, um prosaischer zu reden, die Feuchtigkeit drohte in Maischnee sich umzuwandeln. Diesmal, im August, hatten die Berge ihre Frühlingsnebelkappen abgeworfen und sich sommermäßig leicht in blauen Duft gehüllt. Da rauschte links die Traun und rechts standen kleine Kapellen und Bauerhäuser an schroffe Felsen gelehnt. Ich erkannte vollkommen den vor zwei Jahren zurückgelegten Weg, die sich Ischl nähernden Anpflanzun-

gen und Gartenanlagen, die Crucifixe im Waſſer auf Felsſtücken, die oben auf den Bergen angelegten und ſich tief hinabneigenden Wieſen, auf denen Frauen, mit ſchwarzen Tüchern um den Kopf, das lieblich duftende Heu mähten. Der Morgen war ſchön. Langſam fuhren wir die Straße längs der Traun hin. Die Berge ſchwammen im ſonnengoldenen Glanze und der Thau auf dem Graſe blitzte und ſchimmerte wie Diamantenſtaub. Jetzt zeigte ſich der Dänenweg, dann Iſchl, dann die Wirerſtraße, dann das neugebaute „Hôtel Tallachini" an der Traun, dicht bei der Brücke gelegen. Das Wetter drohte für heute. Aber morgen konnte es drohender denn heute ſein, darum raſch einen Wagen beſtellt und hinüber nach Hallſtadt gefahren.

Ich fühlte mich von dem Hauche der Vergangenheit umwärmt. Vieles war anders geworden, aber dieſe Natur, dieſer See in ſmaragdgrüner Klarheit, dieſe Stille iſt ewig. Wie vor zwei Jahren nahm ich ein Boot, ließ mich über den See zum Steg rudern, von dem aus es in das

Waldbachſtrupp-Thal geht, beſtellte beim „Stadler“ ein frugales Mittagseſſen, nahm einen Schiffer als Führer und wanderte unter dumpfen Donnerſchlägen thaleinwärts, vor Felſen vorüber, auf denen die Urſprünglichkeit ſich zu feſt eingeſchrieben hat, als daß hier die Menſchenhand nur ſo viel wie ein Halmbreit verwiſchen könnte. Alles um mich und in mir war ſtill. Hie und da läuteten die Glocken der weidenden Kühe. Eine arme Frau führte zwei Ziegen zur Wieſe, ein Maler ſaß am Wege und ſkizzirte, ſonſt rührte ſich nichts. Die Cyclamen blühten wie ehemals, die breitblätterigen Farrenkräuter ſtanden im Schatten der Bäume, die Tannen ſtreckten die Rieſenhäupter hoch zu den Felſen empor, der Waldbach rauſchte und rauſchte. Drei-, viermal ſprang ein Cretin über den Weg und bettelte mit gräulicher Geberde. Dann kam der Fels mit dem Kapellchen darauf, dann der mühſame Weg, der zum „Sturze“ hinanführt. Schweigend ſtieg ich aufwärts. Das Weißgrau des Gewitterhimmels leuchtete von hindurchblitzenden Sonnenſtrahlen, die die Zweige und Kronen der uralten

Tannen einzeln vergoldeten. Jetzt eine letzte mühsame Anstrengung und jetzt stand ich wie ehemals vor dem majestätischen „Sturze".

Ich blieb lange, lange. Lange zog vor mir die Najade den dichten Mantel und die wallenden Haare hernieder ins Thal; lange donnerte es wie Erdbeben, wie Cyclopenstöße und Kriegsgeschrei um mich. Siehe, da wandte ich mich und vor mir hatte der Regenbogen seine Brücke von einer Felswand nach der andern über das Thal als Zeichen des Sieges gewoben. Die volle Sonne breitete nun plötzlich ihren riesenartigen Strahlenfächer über die Gegend und den See; warf Gluten auf die Berghäupter und Schatten auf das in Felsenklüfte eingekeilte Hallstadt. In den Salinen schoß man. Die Schiffer jodelten. So ging es von der Gosauermühle ab, die wir im Boot erreicht hatten, zurück in die Herrlichkeit Ischls.

Am andern Tage strahlte die Bläue des Himmels so wunderbar, daß ich mich zu dem mir unbekannten Wolfgangsee aufmachte, eine Fahrt, die zu den entzückendsten um Ischl gehört. Erst rollt

man auf der Salzburgerſtraße hin, dann biegt der Weg links ins Waldige ab. Es werfen ſich Felſen auf. Man ſteigt langſam bergan und wieder bergab, bis plötzlich der See, in malachitgrünem Waſſer von blauen, ſchroffen Steinwänden umgeben, mit einem ganz eigenthümlichen Charakter von Frieden und Schweigen und der träumeriſch-phantaſiereichen Exiſtenz der Berggegenden daliegt. Halb wie im Schlaf, halb majeſtätiſch flüſternd und rauſchend kommen die Wellen in langgezogenen Linien das Ufer zu küſſen und dahinter ſteigt der hohe Schafberg und die Falkenſteinwand empor.

Wir ließen im pittoresken St. Wolfgang halten, gingen durch die ſchöne Wallfahrtskirche, die, leider ganz weiß angeſtrichen, von ihrem alterthümlichen Anſehen viel eingebüßt hat, ins ehemalige Kloſter, das jetzt das Wohnhaus eines wiener Bankier iſt, und von da in einen auf Felſen angelegten Garten, der mit ſeinen tropiſchen Gewächſen, mit den phantaſtiſchen Blüten des Südens, mit der Farbenpracht und ihrem unſagbar ſüßen Duft mir einen ſo tiefen Eindruck machte, daß ich mich im Orient

ſo lange pilgernd und wallfahrtend glaubte, bis der Anblick des Sees unter mir, von der untergehenden Sonne beleuchtet, mich wieder von neuem zu einem andern bewundernden Staunen riß. Hoch auf Felſen, umweht von der warmen, weichen Luft des Sommers, eingefaßt von Fuchſias, die mit breiten, flügelartigen Blüten ihr Laub von den Winden hin- und herſchaukeln laſſen, liegt dieſer kleine Garten ſo ſeltſam prächtig, ſo ſtill und einſam da, daß ich den Beſitzer deſſelben unter dieſen Blumen, in dieſer lichtvollen Atmoſphäre, in dieſer Naturoffenbarung, fern von der durchbohrenden und zerſetzenden Welt glücklich preiſen mußte. Berauſcht ward ich vollends, als ein kleines Boot mich aufnahm und ich dem in Feuer flammenden Abendhimmel zuſteuerte, der zuerſt in Roth und dann in Gelb zerſchmolz und ſich endlich lilafarben ſo auflöſte, daß die ſilberig-blauen Tinten ſich auf die hohen Felswände, die den See wie Rieſen umſtehen, lagerten und ihn wie einen Juwel voll Glanz und Pracht einrahmten.

Als unſer Boot, von einem Schiffer und einer

Schifferin geführt, auf dem Waſſer hinglitt, das friedliche Läuten der Kühe ſich mit den Glocken der Wallfahrtskirche einigte, der Mond auftauchte und mit ſich aus der Tiefe die Sterne emporzog, oben im Garten die Orangen, Palmen und Granaten ſich zur Nachtruhe anſchickten, da war es mir wieder, als ſei ich fern von meiner kühlen Heimat, im tiefſten Süden, von Märchen und Poeſie umwallt, und mein Auge müſſe immer von neuem die wunderſamen Bilder als Troſt für die Zukunft in ſich aufnehmen. Das iſt ewige Freude, die Freude an der heiligen Natur, dieſe beſchauliche Richtung, die der Strom des Lebens, der ſo viel mit ſich fortreißt, unangetaſtet ließ.

Die Donaureiſe bis Wien.

Die Ufer ſind flach. Erſt bei Pichling ſteigen wieder die Waldgebirge aus dem Strome empor. Das berühmte Auguſtiner-Chorherrenſtift St. Florian ſteht am Abhange des Hargelsberges. Großartig, im italieniſchen Styl gebaut, bildet es ein Viereck. Neben ihm zeigt ſich die Tillysburg, mit vier Eckthürmen verſehen. Er ſelbſt, Tilly, ſoll ſie nicht bewohnt haben. Vom Kaiſer Ferdinand II. ihm zum Geſchenk gemacht, ſah er ſie, wie man erzählt, gleichgültig von weitem und fuhr dann ſtoiſch aufwärts.

Enns zeigt ſich ehrwürdig. Einſt eine Handelsſtadt, iſt es jetzt die reichſte Pfründe Oberöſtreichs. Am nordöſtlichen Ende der Stadt liegt

grandios wie ein Siegspanier das Schloß Ennseck, das dem Fürſten Auersperg gehört. Hat die Natur ſich hier verſchwenderiſch gezeigt, ſo will ſie ſich jetzt ausruhen. Eine Zeitlang ſind die Ufer leer und öde; dann nimmt ſie plötzlich einen Anlauf, wirft einen ſchroffen Hügel auf, ballt Felsſtücke zuſammen und beugt ihren ſtolzen Nacken dem prächtigen Schloſſe Niederwalſee. Die Gegend iſt als Fundort römiſcher Alterthümer bekannt. Jetzt wird das linke Ufer bergig. Der Katzenſtein erſcheint. Die Natur bereitet ſich zu dem Schrecken des „Strudels" in banger, unheilverkündender Stille vor. Der Capitain ſteht auf der kleinen Brücke, die, über das Verdeck geworfen, eine beträchtliche Strecke überſehen läßt. Er commandirt die Schwenkungen des Schiffes. Bald links, bald rechts geworfen, toben und kochen die Wäſſer in einem wahren Felſenchaos, das die Donau durchbrochen hat und über das ſie nun ſiegend hinwegſtrömt. Nicht weit vom „Strudel" iſt der „Wirbel", eingerahmt in die großartigſte Gegend voll Hochwälder, Felswänden und romantiſch ge-

legener Ruinen; unter ihnen die alte Burg Werfenstein und ihr gegenüber die Trümmer des Raubschlosses Struden.

Wie von Passau nach Neuhaus, so trägt hier die Umgebung einen erhabenen Charakter. So wild ist die Gegend, daß die Berge nicht selten bis zum April beschneit und im October schon winterlich sind. Von nun an wird der Strom ruhiger. Die sanft geschwungenen Berglinien, die graziöse Bewegung des Terrains, das Gleichmaß und die Fruchtbarkeit in der Landschaft, wirken erheiternd. Persenbeug mit seiner Legende, Säusenstein mit den trauernden Klosterruinen, die Ortschaften Dürrenhof und Wallenbach sind in Gruppen vertheilt. Der Wind kräuselt nur leise die rasch dahinfließenden Fluten, in die die alten Felsenwände ihre abenteuerlichen Formen tauchen. Was glänzt da so weiß, so erhaben, so stolz in den Lüften? Das ist Melk, die berühmte Benediktinerabtei. Die riesengroße Façade ist gegen den Strom gewandt und nimmt sich prangend wie ein Königsbau, prahlerisch, aber auch sinnend aus.

Schon im Nibelungenliede wird Melk unter dem Namen Medilik genannt. Später reſidirte hier Leopold der Erlauchte, dann deſſen Söhne. Jetzt leben achtzig Geiſtliche in dieſen Mauern, die mit Fleiß den Wiſſenſchaften und dem Unterricht obliegen. Das alte Raubſchloß Emmersdorf ſieht grämlich herüber auf Melks Herrlichkeit. Weiterhin ſchwatzt ſich die Donau in ein neues Thal hinab, das, eng zuſammengedrängt, dunkle Spalten, Zacken, einzelne Hütten, kleine Dörfer und ſpärliches Weinlaub zeigt. Die Vegetation iſt wieder arm. Wie ganz anders iſt da Melk, das, ausgeſtreckt auf dem Bergrücken, die breite Bruſt den Sonnenſtrahlen preisgibt, Wein und Obſt die Hülle und Fülle zieht! Freilich muß es aber doch gegen die Kühnheit des Schloſſes Schönbühel zurückſtehen, das, zwar weniger prachtvoll im Bau, eine Lage wie keins hat. Lange habe ich die Blicke auf dieſem Schloſſe, auf dieſem großartigen Eindrucke ruhen laſſen, der wie ein Muskel mit Nervenfäden umſchlungen, energiſch in der Erinnerung lebt.

Die Donau iſt reich an Sagen, an geſchichtlichen Reminiscenzen, an Dem, was ich die Leidenſchaften des Mittelalters nennen möchte. Das Mittelalter war ſchon deshalb überſprudelnd, weil es durch keine gelehrte Dialektik einer Schule gegangen, noch nichts von dem erſchlaffenden Trank des Unterrichts genoſſen hatte. Ich will damit nicht ausdrücken, daß ich gegen die Neuerungstendenz, gegen die Aufklärung unſerer Zeit bin. Ich will nur ſagen, daß die Arbeiten, die wir den Kopf machen laſſen, ablenkend auf die Kraftergüſſe einer noch nicht geregelten Natur wirken. Das Chriſtenthum hatte neben den flatternden Kreuzfahrerfahnen, der Buße und dem Roſenkranze eine ſich anballende Maſſe von Barbarismus, die die Macht der Begeiſterung, Berge zu verſetzen, im reichſten Maße übte. Das Alles hat bei uns die Erziehung unterdrückt. Unſere Männer tragen keine Rüſtungen mehr. Unſere Frauen theilen keine Preiſe aus. Wir ſind ſo hellſichtig, daß wir keine Spontaneität und keine Legenden mehr haben. Wir leben in der Ueberfülle der Ideen und einem Selbſtbewußt-

ſein, das den unſichtbar einwirkenden Mächten ſchadet... Und ſo ſchwimmen wir auf dem Rücken des Dampfers vor dem Aggſtein mit ſeinem Schrecken, vor Willendorf mit ſeiner Sage vom Böſen vorüber. Was kann uns dieſe, was jener anhaben? Unſer philoſophiſches Nachdenken hat die Dämonen, das viſionaire Princip, die phantaſtiſche Planloſigkeit des Mittelalters verbannt. Das Panier unſerer Zeit iſt nicht mehr das Fauſtrecht, ſondern die Debatte. Indeß hier, vor der Veſte Dürrenſtein, vor dem Kerker des Heldenkönigs Richard Löwenherz, macht die Hiſtorie ihr Recht doch geltend; hier ſieht man ſie wieder wallen die Fahnen, die Helmbüſche, die Fragen um Recht und Gerechtigkeit, um Glauben, um Buße. Ob Richard wol auf dieſem Gemäuer geſtanden, hier zurück auf England geblickt hat, bereut und ſich gedemüthigt vor Gott? Er verging ſich gegen Leopold, deſſen Panier er herunter in den Staub ſchleudern ließ. Der Beleidigte verbiß ſeinen Zorn, eingedenk des Geſetzes, das den Kreuzfahrern die perſönlichen Intereſſen verbot, allein

als Richard nach Europa zurückgekehrt, vom Sturme oder von der Gerechtigkeit des Schicksals erfaßt, in Leopold's Gewalt fiel, ließ dieser ihn zu ritterlicher Haft einführen auf Dürrenstein, wo er funfzehn Monate blieb und endlich gegen Lösegeld sich frei machen durfte. Es ist irrig, daß Richard wie ein Leibeigener in einem Holzkäfig geschmachtet hätte. Leopold war zu hochherzig, als daß er selbst einem Feinde zu nahe getreten wäre.

Anmuthig liegt das Städtchen Krems. Dann fließt die Donau breit und ruhig durch eine monoton werdende Ebene. Nur hie und da zeigt sich auf einem Hügel eine Häusergruppe oder Mühlen klappern und treiben am Ufer. Erst bei Greifenstein tritt wieder der Charakter des Romantischen hervor und dicht dahinter schimmert der Kahlenberg und neben ihm erhebt sich Klosterneuburg, das auf einem schroff hinanstrebenden Hügel mit vergoldeten Zinnen ruht. Die Weinberge liegen rings um dies einem handfesten Schlosse ähnliche Gebäude, das glänzt und prangt voll wahrscheinlicher Dauer. Hier athmet der Katholicismus, an und

für ſich unvertilgbar als Princip, voll Glauben, abſolut wie eine Eroberung, unabhängig von Neuerungen, von umwälzenden Ideen, eine Alleinherrſchaft, vor welcher der Proteſtantismus weichen muß. In Oeſtreich iſt die Religion mit dem Volk mehr als irgend wo anders oder, um richtiger zu reden, die Geiſtlichkeit mit der Maſſe verſchwiſtert. Das iſt eine tiefgewurzelte, eine unverwüſtliche Macht, die ſich an dieſer Stelle ſogar mit Kunſt und Wiſſenſchaft einigt und etwas ſo Compactes bildet, daß ſelbſt ein zweiter Luther nichts mehr zu zerſpalten vermöchte. Die Sage von der Gründung des Kloſters iſt lieblich. Leopold lebte auf ſeinem Schloſſe zu Kahlenberg und mit ihm lebte ſeine Gemahlin, die Abends auf der Zinne des Schloſſes den Nachtwinden horchte. Da ergreift einer der Geiſter, der auf den Flügeln des Sturmes ſitzt, den zierlich gewebten Schleier, entreißt ihn den Haaren der Markgräfin und trägt ihn geſchäftig ſtromaufwärts an einen Ort mitten im Walde, wo er ihn an einen Hollunderbuſch hängt. Dort findet ihn Leopold beim Jagen und die bereits in

ihm ſich regende Idee, ein Kloſter zu gründen, wird plötzlich Entſchluß. Hier an dieſer wunderbaren Stelle, wo der Schleier hängt, wo es ſo geheimnißvoll flüſtert, hier baut er Kloſterneuburg. Ich habe mir dieſe Geſchichte gern erzählen laſſen; es liegt ſo viel Liebe, ſo viel Zartſinn, ſo viel poetiſcher Aberglauben darin. Der Schleier der Markgräfin ſchwebt immer wie ein ſchützendes Banner über dem Kloſter. Das iſt duftig und leicht; unter der Aegide kann ich mir das Schleichende nicht denken. Freilich erweckt der Anblick des prachtvollen Kloſters auch die Betrachtung, daß es zu obſervirend hinunter ins Thal wirkt, daß das Volksleben zu ſehr von den Formen der Religion ergriffen, zu ſehr individuell von ihr in Anſpruch genommen wird. Chriſtus hatte ſich eine Anſicht von Freiheit gebildet, die der katholiſche Prieſter nicht theilt; er wollte eine Gemeinſchaft der Kirche. Wie hat ſich das verſchoben und umgeformt! Wie düſter iſt eine Religion geworden, die erſt ſo heiter war; wie ſtrebt ſie dem ſo nothwendigen polemiſchen Charakter, der Erleuchtung des Herzens

entgegen! O gäbe es eine Kirche, in der die Farbenpracht des Katholicismus zuſammenſchmölze mit der Prüfung und der Selbſtbeſchauung des evangeliſchen Glaubens! Das denkt man beim Anblick des Kloſterneuburgs und denkt es im Angeſicht des Kahlenbergs.

Die Fahrt iſt beendet. Das Schiff wirft ſeinen Anker aus. Der Landungsplatz Nußdorf liegt vor uns. Hinein denn nach Wien, in jene Stadt der deutſchen Kaiſer, in jenen Kern Germaniens, von dem aus ſonſt mehr als jetzt Bewegung über das Vaterland floß.

Wien.

Es ist ein sonderbar beklemmendes Gefühl in einer großen Stadt sein, das Wühlen und Rennen auf den Straßen, die unbekannten Krümmungen der Gassen betrachten, sich einrichten, es sich bequem machen und dabei beständig sich sagen zu müssen: Wer kennt mich, wen kenne ich? Wandle ich auf den Märkten und Spaziergängen, blos um zu sehen, blos um in mich aufzunehmen oder will ich auch Menschen, Bekannten, wo möglich Freunden begegnen?

„Zur Sommerszeit gibt es keine Menschen in Wien", sagte mir gleich am ersten Tage ein geschäftiger Lohnlakai. Der meinte die Gesellschaft, die Cavaliere, die sich auf eleganten Pferden srei-

zen, die schönen Frauen, die die buntflatternden Shawls, die Blumen, die wehenden Federn, die glänzenden Augen hinaus in den Prater, auf die Glacis oder Basteien, zurückgelehnt in leicht dahinrollenden Wagen, tragen. Deswegen sollte Wien menschenleer, deswegen ohne Interesse, ohne Sinn sein? Deswegen, weil die Aristokratie sich in die Steiermark, auf die Landsitze nach Ischl, in das nahegelegene Baden, nach Hitzing zurückgezogen, deswegen sollte ich hier keine Ansprache, keine Erheiterung, keinen Stoff zur Beobachtung finden? Ich lächelte über den Lohnbedienten, der eine Touristin wie eine Gesellschaftsdame, eine Reisende wie eine Einwohnerin beurtheilen will. Ich dachte still für mich: Ich will mich auf Wiens Wogen treiben lassen; irgendwohin wird sich der Verstand schon retten, das Gemüth schon leiten lassen. Und siehe, was ich gehofft, ist eingetreten. Dies „menschenleere" Wien hat für mich freundliche Begleiter und Zurechtweiser, gastliche Aufnahme, mannichfache Freude und Erholung gehabt. Ich habe schöne, wohlthuende Tage in ihm

verlebt, Tage, an denen mir die Sonne wärmer, der Genuß am Guten höher, die Empfindung dafür lebhafter ward. Freilich habe ich auch aschgraue, voll Trübsinn und Mismuth, voll Hinblick auf die Geschichte, voll Kritik für die Gegenwart gehabt. Wie sich das chaotisch in mir zusammengewürfelt und dann langsam in der Perspective eines einsamen Zimmers entwirrt und abgeklärt hat, das will ich hier niederschreiben. Ich kann keine gelehrten Uebersichten wie Tschischka, wie Mathias Koch, Hormayr und Andere geben; ich kann nur die individuellen Eindrücke, nur jene Fäden schildern, an denen die Psyche hinauf- und hinabgeklettert und endlich zu dem Resultat: Wien ist doch schön! gekommen ist.

„Wien ist doch schön!" Der Ausruf beweist, daß nicht alle Ideen, die in der Zeit und in mir wurzeln, hier Anklang gefunden, daß manches Bestehende Anstoß gegeben, daß ich individuelle Ansichten zu überwinden, gegründete Hoffnungen zu begraben hatte. Aber bei all' diesem Gähren, diesem Widerspruch, diesem Erfrierenlassen der natür-

lichſten Anſprüche, lag Wien immer für mich wie in einem Sonnenbade, feſtlich geſchmückt, im heiterſten Lebensgenuſſe da. Kam dann eine Stunde, wo ich in den Cypreſſenwald des Bedauerns wallfahrtete, ſo klagte ich zwar, allein gleich darauf war ich wieder angeſteckt von der Harmloſigkeit der Wiener, leichten Sinnes, wenn auch von den idealen Sympathien meines Lebens durch „gebackene Händl, durch Schnitzeln und Knödeln", durch Straußens Muſik, Kaffee- und Tabacksdüfte im Volksgarten getrennt.

Aus meinem Fenſter konnte ich den Stephansthurm ſehen, wie er in der Sonnenbeleuchtung hoch in den blauen Himmel hinanreichte. So lockte es mich täglich in dieſe erhabene Kirche, in dies Wunderwerk germaniſcher Baukunſt. Ich weilte gern unter den kühn geſchwungenen Bogen, bei den anſtrebenden Pfeilern, an den wunderbar lieblich ausgeführten Zierrathen, wo es mir wohl in dieſer Fülle, vor dieſem lichtſchimmernden Altar, in dieſer von feinem Weihrauch erfüllten Atmoſphäre ward.

Die Stephanskirche.

Die Stephanskirche iſt ein hoher, nur mit dem Straßburger und Mailänder Dom ſich meſſender Bau, in Quaderſteinen in Form eines lateiniſchen Kreuzes errichtet. Was mir gleich und nicht angenehm auffiel, war der Doppeladler in Moſaikart auf dem Kirchendache eingelegt. Das kam mir jedesmal, wenn ich den Blick darauf richtete, ſo menſchlich profan, ſo ironiſirend, ſo kunſtwidrig vor, daß ich mich ſchnell abwandte, um den ſchönen Eindruck des Ganzen nicht zu verlieren. Ich weiß nicht, wie dieſer irdiſche Adler auf dieſes göttliche Werk gekommen iſt; aber das weiß ich, daß er höchſt ſtörend und unangenehm auf all' die Herrlichkeit und jedenfalls ſehr modern herabſieht.

In Paris würden hundert Journale ſpottend oder rügend dieſen Misgriff hervorgehoben und wahrſcheinlich die Regierung zur Aenderung deſſelben gezwungen haben. In Oeſtreich ſieht man dergleichen, beklagt es, zuckt die Achſeln und geht, ohne das öffentliche Urtheil geltend machen zu können, ruhig vorüber. Bequemer mag dieſe Sachlage ſein, aber nützlicher iſt ſie nicht.

Um einen Geſammteindruck der Kirche zu gewinnen, muß man ſich an eine der Ecken des Platzes ſtellen. Die Stirnſeite iſt nach Weſten gekehrt und zeigt ein wahres Quodlibet von altdeutſcher Kunſt. Das Rieſenthor und die beiden Heidenthürme ſind Ueberreſte von der Zeit Heinrich's Jaſomirgott. Die Kreuzkapelle hat ein Roſenfenſter von vorzüglicher Schönheit, mit zierlichen Eckthürmchen, die die Steinbilder Rudolph's des Vierten und ſeiner Gemahlin zeigen. Die reiche, im Schmucke des Mittelalters prangende Unterkirche bietet zwei herrliche Eingangshallen, überragt von der Pracht der inneren Pforten, in denen großartig wirkende Steinbilder angebracht ſind. An der

Mittagsſeite ſchießt der eine ausgebaute Thurm, umhüllt von Steinhauerarbeit, faſt wie eine durchbrochene, allmälig ſich zuſpitzende Pyramide empor. Hier iſt das Primglöcklein-Thor, das unmittelbar in die Kirche führt. Sonderbar iſt es, daß der Straßburger Münſter ſowol als die Stephanskirche nur einen ausgebauten Thurm haben. Die Freiburger Kirche iſt die einzige jener Zeit, die beide Thürme flehend wie zwei Arme in die Wolken ſtreckt. Aber man vergißt die Unvollkommenheit an dieſer ungeheuern, von den Jahren ganz geſchwärzten Maſſe, wenn man in das Innere der Kirche tritt. Da wölben ſich die Pfeiler und Spitzbogen zu luſtigem Palmengezweig und tragen wuchernd in maſſigen Bildungen die Dachung des Baues. Da ſtrebt auch die herrliche Kanzel in Form eines Achtecks empor, webt und lebt in bildlicher Sprache, in Andacht und Kunſtleiſtung, voll herrlicher Steinhauerarbeiten, durchſichtig und reich.

Der Sarkophag des Kaiſers Friedrich des Vierten zeigt wieder von jener unermüdlich ſchaffenden Gewalt der Kunſt, wie unſere fabrikmäßig betrie-

benen Bildhauerwerkstätten sie nicht mehr aufweisen können. Daß die Steinmetzen und Baumeister das ganze Mittelalter hindurch eine Gilde in Wien ausmachten, sich in die Hand arbeiteten und mehr dem Streben als dem Vortheil lebten, trug freilich nicht wenig zur Förderung von Kunstwerken bei. Dazu gehören die Chorstühle in St. Stephan. Ihre Schnitzarbeiten sind bewunderungswürdig. Da ist so viel Laubwerk, so viel Lebens- und Leidensvolles, so viel Heiligenbildliches, daß man wie vor einem Gedicht stehen und jedes Blatt einzeln betrachten möchte. Schön sind auch die gut erhaltenen Glasgemälde, die aber in dem Riesenraum dieser Kirche nicht häufig genug sind.

Ein zierlich geschnitzter Flügelaltar besitzt Bilder der heiligen Katharina und Barbara von unbekannten Meistern, sehr gewissenhaft und correct ausgeführt. Hier in der Stephanskirche schlummert auch der große Feldherr Eugen von Savoyen, schlummern so Manche, deren Asche nun unbemerkt umherstäubt. Zu jeder Tageszeit werden Todtenmessen gelesen; in jeder Stunde ruft diese

Kirche ein «memento mori» dem Vorüber- und Durcheilenden zu. Das iſt Etwas, was ich in katholiſchen Kirchen nicht paſſend finde, daß ſie ſo oft als Durchgang für die Menge dienen. Dieſe hehre Stephanspracht muß es ſich gefallen laſſen, daß eine Putzmacherin mit ihrem Carton, Ausrufer mit Zeitungen, Aepfelweiber mit Körben hindurchſtürmen, flüchtig, ohne ſich aufzuhalten, das Knie beugen, ans Weihwaſſer tippen und dann verſchwinden. Ein ſtiller Friede, ein beruhigtes Weilen wäre hier angemeſſen; angemeſſen, daß das Gemüth frei von weltlichen Eindrücken, voll im Schauen ewiger Schönheit, losgelöſt von dem flüchtig vorüberrauſchenden Daſein würde. Ich wandelte gern auf dieſem geheiligten Boden, ſah gern auf dieſe Pfeiler, die ſich keck und trotzig in die Höhe ſchwingen; aber wenn ich mich wahrhaft erbauen wollte, ſo ſchwirrte es neben mir im Gewimmel des Alltagslebens, mußte ich mich an Geſchäftige, an Handelnde, an Wuchernde ſtoßen.

Die Auguſtinerkirche.

Erhebender in ihrer Stille iſt die Auguſtinerkirche. Gleich beim Eintreten fällt das Auge auf ein Denkmal, das in künſtleriſcher Hinſicht mit das Schönſte iſt, was ich geſehen. Es iſt das Monument, das Herzog Albrecht von Sachſen-Teſchen ſeiner Gemahlin, der geliebten Chriſtine, errichten und von Canova fertigen ließ. In Form einer Pyramide, aus weißem carrariſchen Marmor, mit einer Oeffnung in der Mitte, iſt es von Geſtalten umgeben, die die Tugend und Wohlthätigkeit darſtellen. Lang umwallt von Trauergewändern, mit aufgelöſtem Haar ſchreitet die Tugend, im Arm den Aſchenkrug, umgeben von zwei lieblichen Mädchen, auf ausgebreiteten Teppichen, voll elegiſchem

Schmerzensausdruck, die Stufen hinab. Das träumerische Haupt, vom Beschauer fortgekehrt, durchzittert von der Göttlichkeit des Glaubens, mit Ruhe und Hingebung für das ernste Todesmysterium, schreitet sie gesenkt zwar, aber fest. Die stumme Geberde der holden Wohlthätigkeit, die der Tugend nachstrebt, ist ergreifend und wahr. Neben sich hat sie den schwachen, gebrechlichen Greis, der, ihr an den Arm gehängt, sich mühsam am Krückenstocke stützt; ihre Hände sind übereinandergeschlagen, sie ist in tiefes Nachdenken verloren. Wehmüthig blickt sie auf die Tugend, wehmüthig auf den Blinden und auf das kleine Kind neben sich. Ein leichtes, faltenreiches, durchsichtiges Gewand umgibt sie. Fast sollte man sie für eine Tochter Niobe's halten, so durchaus rein plastisch, so vollkommen in der Idee, so auf der Blütenhöhe der Kunst steht diese Gestalt. Dreimal hat sich ein Band, nach Art der Antike, um ihr Haar geschlungen, aus dessen Mitte sich Flechten losgenestelt haben. Der linke Arm ist bedeckt; der rechte, den man entblößt erblickt, hat wundervoll

reine Formen. Der gebückte Greis, dessen Halsmuskeln so alt und dessen ganzer Körper den Rest einer vom Alter zerstörten edeln Haltung zeigt, schleicht in tastender Geberde, wie das den Blinden eigen ist, die Stufen hinan, etwas horchend, den nahenden Eingang der Pyramide errathend, gedrückt, trauernd, die Hand auf ein Blumengewinde gelegt, das er der Todten bestimmt zu haben scheint und das am Arme des Kindes hängt. Dieses ist unschuldig und zart, unbewußt, bestürzt nur über die Trauer der Lebenden, mehr aufmerksam als leidend. Der Gruppe links gegenüber hat sich ein Löwe und auf ihm ein geflügelter Genius mit schlank hinabreichenden Gliedmaßen in trauernder Stellung niedergelassen. Der Löwe, der in fast ohnmächtig schlaffer Verzweiflung den Blick in die geöffnete Todtengruft wendet, scheint Wache mit Hundstreue halten zu wollen. Auf dem Angesicht des Genius, der sich mit der Hand auf die Mähne stützt, ruht die verklärte zärtliche Trauer, das Bewußtsein des Ueberwindens, der Gedanke an Unsterblichkeit. Sanft ist der Ausbruch der

Thränen niedergehalten. Das einfach Tiefe, das Erhabene waltet vor in der jugendlich weichen Gestalt. Wie lebendig hat Canova das herabhängende Bein, wie schön den antiken Rücken, das nur leichtumgeworfene Gewand, die weitausgebreiteten Flügel zu formen gewußt! Möglich, daß der linke Schenkel zu lang, daß dieser Genius, richtete er sich auf, zu groß wäre, schön bleibt er immer; ja, die antiken Formen fodern das Gestreckte, Langaufgeschossene. Canova hat sich an die Grabmäler eines Augustus, einer Artemisia, eines Hadrian gehalten; nur hat er die Symbolik nicht in Reliefs, sondern in den dem Leben nachgeformten Gestalten gegeben. Er hat sich in dieser Hinsicht dem Michel Angelo genähert und doch sich wiederum an die Antike gehalten. Wie das Alles so andächtig still, so ernst und gemessen daherschreitet! Welch scharfes Sonnenlicht über die Gesichter fliegt und sie im Zauberstrahl der Kunst beben und leben macht!

Als ob ich selbst Todtenkränze zu winden und Thränen zu vergießen hätte, so beklemmt stieg ich

hinab in das Gewölbe der Kirche, in dem die Kaiserherzen ruhen. Um den Kirchen unter sich nicht zuviel Eifersucht zu geben, haben die Kapuziner die Leiber, die Augustiner die Herzen, die Stephanskirche die Eingeweide der Herrscher und ihrer Angehörigen. Wie das schaurig, unheimlich ist! Wie diese zerstreuten Theile so wehmüthig aus silbernen Gefäßen uns anstarren! Wir befinden uns vor einer eisernen Thüre, in die kleine Guklöcher gebohrt sind. Durch sie blickt man auf die einbalsamirten Kaiserherzen, die, bald groß, bald klein, im Kreise herumstehen. Der Augustiner, der mit hinab in die fröstelnde Gruft steigt, erklärt den Inhalt eines jeden Gefäßes, spricht Namen über Namen, Jahrhunderte auf Jahrhunderte aus und immer blicke ich mechanisch, fast ohne Bewußtsein, eingekeilt in das Absonderliche, auf ein Ding, das der Mensch Herz nennt. Da drinnen in dem kleinen, rundgemauerten Raum ist Alles dumpf und leer geworden. Da stehen die hüpfenden Pulse still, von der Zukunft verlassen, von der Gegenwart nicht mehr angelockt, einge-

trocknet in die Vergangenheit! Receptive Charaktere sehe ich, ohne Trieb und ohne Anlage; Menschen, hellsehender im Dunkel als im Lichte; Gestalten, die dem Unmittelbaren erlegen, durch allzu blöde Weltansicht verflacht, weich und weiblich waren; Männer, die die tiefsinnigste Sprache geredet, das Edelste gewollt und vollbracht, die Wahrheit geübt, das Recht geschützt haben. Ich bin weniger überrascht von dem großen Gedanken dieses oder jenes Herrschers, als daß ich die Schmerzen, die dies Herz stille stehen, jenes erstarren machten, nachfühle. Das Lebensschiff fliegt davon. Die Klippe zerschellt den raschen Segler. Warum fragt der muthige Willen nach Dem, was unruhig im Busen klopft? Hier waltete eine unmittelbare Eingebung und dort reifte die Frucht eines schweren, fast sichtbar werdenden Nachdenkens. Wer ist denn glücklich, wer unglücklich gewesen?

Man zeigte mir die Stelle, wo van Swieten begraben liegt. Er hatte früher ein Denkmal; jetzt ist es anderen, vornehmeren gewichen. Das verstimmt. Ich steige wieder hinauf in die Kirche,

erschüttert durch die Widersprüche des Lebens, angehaucht von dem Ernst der Betrachtung, froh, wieder hinaus in das Sonnenlicht, unter den blauen wiener Himmel zu kommen. Wohin heute mit den wehmüthigen Blicken auf die Vergangenheit sich wenden? In die Natur, zu der Trösterin der Menschen, zu dem Universalbalsam, der nicht fehlschlägt. Also nach Schönbrunn, nach Hitzing, zum Hügel'schen Blumenparadies, in den kaiserlichen Thiergarten und endlich sogar in die Hütteldorf'sche Einsamkeit, in jene stilllauschigen Gärten, wo das Geschwätz des Tages aufhört und eine heilige Ruhe ihre Schleier über den Wandernden ausbreitet.

Schönbrunn.

Joseph I. hatte das Schloß Schönbrunn von Erlach bauen und es mit Sorgfalt, nachdem es früher nur ein Jagdruhepunkt war, hegen und pflegen lassen. Später, als es in Maria Theresia's Hände kam, gedieh es noch mehr, sah auch ihren Schmerz und ihre Thränen, wenn sie in den ersten kummervollen Jahren ihrer Regierung hieher flüchtete, hier Trost und Fassung erkämpfte. Schönbrunn war für Maria Theresia eine Anlehnung an das Menschliche. Die durchgreifenden Erfahrungen ihrer Regierung, die besondere Färbung, die sie den ihr oft untergeschobenen Motiven gab, fielen hier ab von ihr. Hier war sie Weib; hier webten die zarteren Empfindungen ihr Netz um sie und ver-

hinderten sie, Gedächtniß zu haben. Man hat mir erzählt, daß Maria Theresia von dem Lustpavillon, der auf der Höhe mit stattlichen Säulen ruht und auf der eigentlich das Schloß Schönbrunn hätte der schönen Lage wegen stehen sollen, daß sie dort täglich hinauf auf das Dach stieg und hinüber nach Preßburg mit dem Tuche winkte, wo die geliebte Tochter Christine den mütterlichen Gruß sehnsuchtsvoll zur selben unter ihnen verabredeten Stunde wiedergab. Ist das nicht ein hübscher weiblicher Zug, ein Zug, der das weiche Herz hineingedrängt in den Mittelpunkt des Lebens, der den Umkreis der Liebe fester zieht, daß man sich die starke Frau hier oben mit feuchtem Auge denkt, überrascht von der Weichheit für die Kinder, die nicht ein Theil ihres Wesens, sondern das ganze markige Wesen selbst waren?

Ich träume mich hinein in diese Gedankengänge, in diese Selbstkenntniß, in das Plus und Minus dieser geistigen Besitzthümer. Ich finde in Maria Theresia ein Weib, das ihr Denken und Fühlen, ihre Zukunft und Hoffnung auf das

Vaterland bezogen, jedes Kleine und Große, jedes Zufällige und Absichtliche, jede Stärke und Schwäche ihm hingegeben, für dieses und wenig für sich selbst gelebt hat. Mit solchen Betrachtungen fahre ich über die schönbrunner Brücke, vor den geschmacklosen Löwen und Sphinxen vorüber. Das Schloß ist großartig angelegt. Die grauen hechtfarbenen Soldaten halten Wache davor. Man darf in den Schloßhof hinein- und hindurchfahren, aber nicht das Schloß, nicht die Gemächer besehen. In Wien ist das oft versagt. Der Kaiser war abwesend. Wie leicht hätte ich durch die Gemächer streifen, das Rosazimmer Maria Theresia's, ihr Kabinet, sogar Gemälde betrachten können, Gemälde, die in den östreichischen Schlössern eine Merkwürdigkeit sind! Aber nein! Das negative Princip ist an der Tagesordnung; auch das, daß es nur gewisse Tage, gewisse Stunden für den Eintritt zu dieser oder jener Sehenswürdigkeit gibt, wobei dem Reisenden, der zufällig zu früh oder zu spät kommt, das Nachholen fast zur Unmöglichkeit wird. In Schönbrunn heißt es: „Es ist nicht

erlaubt, das Schloß zu sehen." Warum nicht, da der Kaiser abwesend ist? Die Staatsgeheimnisse hätte ich nicht von den Mauern herabgelesen, wol aber Napoleon's Empfangssaal und daneben das Zimmer gesehen, in dem der Herzog von Reichstadt gestorben ist.

Wunderlich war mir das Detail, daß das Schloß hundertneununddreißig Küchen enthielte. Da läßt sich manches Hänel braten.

Im Hineintreten in den Schloßgarten ist man wahrhaft überrascht von der großartigen Ansicht auf die im Lenotre'schen Style gezogenen Alleen, auf die reichangelegten Blumenbeete, auf die weißen, wenn auch herzlich schlechten Statuen im Hintergrunde, auf die sprudelnden und springenden Fontainen. Man glaubt sich in Versailles. Diese Täuschung mehrt sich im Auf- und Abwandeln der Gänge, beim Anblick der gradgezogenen Hecken. Auf der Höhe des Lustpavillons läßt sich das Schloß mit dem Balcon betrachten, auf dem Napoleon im Jahre 1809 Gefahr lief, von Staps ermordet zu werden. Als man den sich unbescheiden-

den ins Vorzimmer Drängenden ergriff, fand man einen Dolch bei ihm und auf die Frage, was er damit bezwecke, antwortete er fest: Er wolle Napoleon niederstoßen. Dafür ward er natürlich niedergeschossen. Das ist so in der Ordnung. Aber es ist schauerlich, daß so manches Opfer einer Idee, so manches Leben einem Irrthume fallen muß. Erfreulicher ist der Blick auf den Kahlenberg, auf die blaue üppige Ferne, auf das Schwirren und Fliegen der Insekten im Sonnenschein! Ich will mich auf eine Bank setzen, dem Strudel des großen Lebens den Rücken kehren und die unvergeßlichen Momente, die kleinen, unscheinbaren Genüsse, die Wolke, die sich auf verworrene Schichten lagert, den Regenbogen, der mit seinen Farben vor mir hin- und herschwebt, in mir sich abspiegeln lassen. Das sind die besten, diese stillen Momente, diese Perioden des Nachdenkens und der Besinnung. Das treibt wieder an, eine Hülf- und Rettungsbrücke, einen mit Blumen bunt besetzten Bach, so Manches zu suchen, das verloren, weitab von uns liegt. Der schönbrunner Park ist gar

anmuthig ausgestattet. Wenn hie und da das Gekrächze eines Kakadu aus der Menagerie die Lüfte durchschneidet, so klingt das romantisch ausländisch, fast lockend. Allein die Trauer dieser hier exilirten Thiere, die sich in herrlichen Exemplaren in kaiserlicher Gefangenschaft ergehen, spricht sich sehr positiv bei ihrer Besichtigung aus. Ich hätte mir den Schein einer Freiheit, den Löwen nicht in dem eisernen Käfig, den Geier nicht in dem dunkeln Behältniß, gewünscht. Allein ich weiß wohl, daß das thörichte Wünsche, Anflüge von fast komischer Sentimentalität sind. Die Menagerie in Schönbrunn bleibt deswegen doch eine der vorzüglichsten, menschen- oder thierfreundlich gedacht, für den Naturhistoriker von hohem Interesse. Allerliebst war eine Gazelle, die sich mit schlanken Füßen zu einer Gebirgswanderung anzuschicken und im träumerischen Ausspinnen einer einmal aufgezogenen Gedankenreihe, in die Alpenpracht zu treten, hier einem Vogel, dort einem Echo nachzusetzen und endlich erschöpft vom lachenden Sonnenschein Halt auf einem neuentdeckten Bergrücken zu machen

schien. Der Elephant daneben ist schwerfällig und alt, aber an den schwarzen Schwänen, an den Pelikanen, an all' dem geflügelten, schnatternden Geschlecht freut sich das Auge. Nur nicht an den Straußen, die mit den nackten Hälsen und Beinen einherwandeln und von unschönen Formen zerdrückt, das Häßliche komisch und das Komische häßlich erscheinen lassen. Angenehm läßt es sich im botanischen Garten, in jenem Palmenhause ruhen, das mit seinen tropischen Herrlichkeiten himmelhoch angelegt ist.

Für den Laien gibt es weniger eine Botanik als eine Poesie der Pflanzen. Diese tritt mir immer lebendig wie ein Gedicht in einem Gewächshaus entgegen. Jede Blume ist gleichsam auf eine eigne Tonart des menschlichen Fühlens berechnet. Die Zeitlose gehört der Trauer, die Rose der Liebe an. Wer unter Palmen wandelt, eine Strelitzia erblühen, einen Cactus grandiflorus sich erschließen sieht, dem kommen eigenthümliche, sicher nicht unedle Gedanken; der gewinnt Vertrauen zum Schöpfer, weil orthographische Fehler, irrige Inter-

punktionen in der Natur nicht vorkommen. Nimm, ſtatt eines Buches, eine Blüte, ein Blatt in die Hand; geſtehe, ob hier nicht ein Inhalt voll correcter Gedanken, ein Styl voll duftender Wendungen, geniale Einfälle mit regelrechter Verbindung ſind und wage dann den Menſchen den Blumen, das Wort den Ideen vorzuziehen!

Hitzing.

Erfrischt im Innern kam ich von Schönbrunn nach Hitzing, einem Dorfe, das der Aufenthalt der östreichischen Aristokratie ist, in dem man bei Dommayr im Freien oder im großen Saale vortrefflich zu Mittag essen kann. Besser im Garten als im Saale, weil die unvermeidlichen Tabacksdüfte, dieser den Oestreichern so eingewurzelte Geruch, in der freien Luft weniger beengend als im geschlossenen Raume sind. Auf die an den Wirth gerichtete Frage: Wie es möglich sei, daß er das Rauchen in Gegenwart von Damen erlaube? zuckte er die Achseln und meinte: Nicht er habe das eingeführt, sondern die ersten Cavaliere Wiens hätten sich das unritterliche, nun nicht mehr auszurottende

Recht ſeit ein oder zwei Jahren genommen. Oder der Zeitgeiſt, dachte ich, der egoiſtiſche, traurig waltende Zeitgeiſt, der die Rückſichten mit Füßen tritt und ſtatt Höflichkeit Willkür walten läßt! — Wenn man im Volksgarten, auf dem Sperl, im Paradiesgärtlein raucht, ſo laſſe ich mir das gefallen. Es ſind dies Orte, wo die Licenz gleichſam privilegirt, von Damen und Ritterlichkeit keine Rede iſt; wenn man aber im Hitzinger Caſino, das einem „Café de Paris" hinſichtlich der graziöſen Anordnung und der Geſellſchaft gleichkommt, dicke Rauchwolken mit eleganten Mayonnaiſen, vols-au-vent und pâtés-aux-truffes hinunterſchlucken muß, ſo iſt es wohl erlaubt, darüber in Erſtaunen zu gerathen. Was mir in dem Dommayr'ſchen Garten gefiel, war ein Brunnen köſtlichen Trinkwaſſers, das, unmittelbar aus ihm geſchöpft, auf die Tiſche der Eſſenden geſetzt wird. Den Trank lobe ich mir.

Der Garten des Freiherrn von Hügel.

Zum Nachtiſch hatte ich mir das Lieblichſte und Beſte in Hitzing, den Hügel'ſchen Garten, vorbehalten. Er liegt verſteckt, mit einer unſcheinbaren Thüre verſehen, hinter hochgezogenen Hecken; ein kleines Eldorado, bewohnt von Blumengeiſtern; ein Ort des Nachdenkens und des Friedens, wo ernſte Wiſſenſchaften getrieben, tiefſinnige Forſchungen angeſtellt werden. Ich geſtehe, daß ich in dies Heiligthum der Botanik mit faſt zagendem Fuß getreten, daß mir zwiſchen den wunderbar aneinandergereihten Pflanzen, unter den hohen, tropiſchen Bäumen erſt ängſtlich beklommen war. Da liegt ſo viel Ernſt, ſo viel Gelehrſamkeit, ſo viel mühſam Gepflegtes, das eine ungeſchickte Bewegung

abknicken, ein Fußtritt welken machen kann. Der Baron von Hügel war abwesend. Wird es mir hier wie in Schönbrunn gehen? dachte ich und wandte mich in der Nähe des Hauses an eine alte freundliche Frau, der ich mein Gesuch, die Wohnung besichtigen zu wollen, vortrug. Sie schien mich erst mit dem Blicke prüfen, erst sich fragen zu wollen, ob ich wol werth dieser Gunst sei? Dann, als die Untersuchung zu meinem Vortheil auszufallen schien, führte sie mich hinein in die Zimmer.

Ich kann mir vorstellen, daß man in diesen lieblichen Räumen zarte Fäden spinnen, hier über eine Welt, die weit hinter der Gedankenwelt des Gelehrten zurückbleibt, lächeln, hier auch das Gewirre da draußen für einen Traum und dies Zimmer für einen von Bergen, von Märchen und Sagen, von Schilfen und Lilien umdufteten Ort nehmen kann. Das ist eine sinnige, das Zarte und Empfindsame angenehm ansprechende Einrichtung. Die Veranda, die den ganzen vordern Theil des Hauses beschattet und vollgestellt mit Blumen und

Blüten, mit kleinen bequemen Sitzen ist, gibt einen Eindruck, als wenn von ihr aus das Verborgene sich mit glänzend lockender Deutlichkeit zeigen müsse. Dazu allerliebste Gefäße voll Blumen, in der Luft hängende Vasen, die ihre Schlinggewächse nachlässig herabfallen lassen; Kakadus, die sich unter diesen Pflanzen und Düften, beschirmt durch die Veranda, in Afrikas Zone wähnen; eine Räumlichkeit voll drängenden Inhalts, voll Gesundheit und Fülle, neben vielversprechenden Knospen reife Früchte, wissenschaftliche Formen; ein Ahnen, Fühlen, Träumen, das an dieser Stelle zum denkenden Bewußtsein erhoben worden ist. Dem Genie gehört die Wissenschaft; in ihr spiegelt sich am schönsten die geistreiche Persönlichkeit ab. Nur einer besondern Constellation der Sterne ist es zuzuschreiben, wenn die Poesie des Unbegreiflichen, die Dämmerung der Willkür sich einrahmt in die heitere Erkennung der Dinge, wenn die innersten Geheimnisse sich dem Eingeweihten leicht und klar auseinanderlegen. Herr von Hügel ist im Orient gewesen; er hat Mittel in Händen

gehabt, das Weſen der Natur an den Quellen zu ſtudiren. Ich müßte mich ſehr irren, wenn er nicht durch ſie den Dichtern und Künſtlern nahe gerückt wäre. Gewiß iſt wenigſtens das, daß ſeine Wohnung ein wahres Schatzkäſtlein von Seltenheiten, von Behagen gebenden Spielereien, von jenen tauſend Dingen iſt, die eine romantiſche Darlegung ſeines Geſchmackes, ſeiner Gedankengänge, jenes Flüchten von der Welt zur Natur ſind. Ueberdies iſt das Vorwiegen der Phantaſie in dem lieblich geordneten Schreib- und Studierkabinet gar ſichtbar und anſprechend. Die Geſellſchaftsſalons daneben, das Eß- und Empfangszimmer ſind anderer, weltlicher Art; nur an dieſem Schreibtiſch waltet die ungeſtörte Ruhe, die träumende Verſunkenheit. Da ſcheint das gleichmäßige wiſſenſchaftliche Behagen, das zu einem myſtiſchen Schauen ſich ſteigernde Denken einheimiſch zu ſein. Links iſt das Billardzimmer mit einer chineſiſchen Pagode, rechts ſind die Fremden- und Familienzimmer. Aus ihnen tritt man wieder in den weithin ſich ſtreckenden Garten, der ſich in einer Art

von Park, in ſchlängelnden Alleen verliert, indeß um das Haus herum die Gewächshäuſer liegen, die Palmen und die japaniſchen, roſig angehauchten Lilien im Freien ſtehen und eine mehr rieſelnde als ſpringende Fontaine ihr Weſen treibt.

Der kaiſerliche Thiergarten.

Der Kutſcher ſchlug, als ich aus dem Hügel'ſchen Blumenparadies trat, eine Fahrt nach dem kaiſerlichen Thiergarten und nach Hütteldorf vor. Ich ging den Vorſchlag ein. Mir war es recht, von den Palmen nicht gleich unter die Menſchen, von den Eindrücken der Romantik nicht gleich in die Proſa zu kommen. Der Weg führt vor einigen ſchön gelegenen Landhäuſern vorüber und verliert ſich in die Waldeinſamkeit, in das Gehege des Thiergartens, der etwas Fremdes, Iſolirtes, eine freie Naturanſchauung mit einem weiten Horizont bietet. Ueberſättigt von Wien, von den vielen ſtädtiſchen Phraſen, die man hören, von den Gril-

len, die man dort fangen muß, läßt es ſich hier von den Gebrechen und Nöthen der Zeit ſtill ausruhen. Kann ſich das Beſondere doch auflöſen in das Allgemeine, wenn nicht zu Geiſtern, doch zu Geſpenſtern verflüchtigen. Ein Rehkalb mit ſeinen Jungen ſchreitet langſam durchs Dickicht. Ein Eber flüchtet, von Kleinen umringt, über das Feld und verbirgt ſich unter Eichen. Jetzt fliegt eine Wolke von Rebhühnern auf und jetzt ſpringen flüchtige Haſen übers Gras. Plötzlich ändert ſich die Scene. Wir ſind am Eingang des Thiergartens. Es halten kaiſerliche Equipagen davor. Die bunte Damenwelt im bequemen Landau iſt im Ausſteigen begriffen. Das iſt die Erzherzogin Marie Luiſe, die Kaiſerin von Frankreich, die Witwe Napoleon's!

Ich ſah ſie lange an. Lange habe ich mir dieſe Geſtalt, dieſes Stück Hiſtorie in einem Frauenangeſicht betrachtet. Lange habe ich mich gefragt, ob es denn möglich iſt, daß das Leben, vor dieſen Begebenheiten, die falſche, weſenloſe Wirklichkeit vor dieſer innern Wahrheit ein Recht behaupten kann?

Das ganze Weltall zerfließt zuletzt vor der Betrachtung in ein strömendes Durcheinander, daß nichts fest, nichts sicher, keine Macht ewig, keine Liebe dauernd ist!

Hütteldorf.

Ich kam betrübt in Hütteldorf in einem einsam gelegenen Garten, dessen Schönheit man mir gerühmt hatte, an. Dieser, tief wie in einem Kessel begraben, umschloß ein Haus, das mit Schlinggewächsen geziert, verlassen schien. Vorn vor dem Hause spreizte ein weißer Kakadu die mit gelben Anflügen versehenen Federn aus. Sonst war Alles still, unbewohnt und öde, eine weitausgesponnene Melancholie, kein Lächeln auf der schwermüthigen Natur, kein Scherz in den dicht sich zusammendrängenden Büschen. Verwundert schritt ich weiter. Da erhebt sich plötzlich ein Fußsteig, ein Hügel wirft sich mir in den Weg, nach ihm ein höherer... ich stehe auf einem Belvedere und

um mich herum gruppiren sich blauangeschossene Berge, waldige, in Abendsonnenglut getauchte Felsblöcke, üppige Felder und Wiesengründe, eine wogende, vom Farbenglanz des Südens überstrahlte Ansicht. Ich kann nicht ausdrücken, wie überrascht ich war. Eine solche Landschaft, ein solches fast kolossales Abgeschlossensein von den städtischen Umgebungen hatte ich hier nicht erwartet. Wie mit lächelnder Freude schien sie empor zum Himmel zu sehen, der tiefblau mit ewiger Schönheit und Jugend herabblickte, und dabei waren alle Höhen von reichster Fülle umflossen und die Nebel der Thäler dampften wie Opferrauch.

Das Kärnthnerthor-Theater.

Wie iſt es möglich, daß eine Stadt wie Wien ein ſolches erbärmliches Local für Opern und Ballete hat? Mit dieſem Gedanken trat ich eines Abends in das Kärnthnerthortheater, in dem „das Feſt der Handwerker" und das Ballet „der Hochzeitreigen" gegeben wurde. Man kann ſich in der That nichts Dunkleres, Schmutzigeres, nichts Unpoetiſcheres als dieſen Raum und dieſe Logen denken. Da ſitzt man in dem dunkeln, kaum von fünf Lampen erhellten Saal vor einem verbrauchten Vorhang, hinter dem die erhabene Prieſterin hervortreten und das Publicum begeiſtern wird. Alles iſt alt und zerſtört und doch ſind wir in dem Theater, in dem die Muſik ſich vertritt, das

Ballet sich ästhetisch zeigt. Ich war höchlich erstaunt, daß sich zum Ueberfluß das Fest der Handwerker hieher verirrt, zu der Geschmacklosigkeit die Geschmacklosigkeit kommen sollte. Daß man die veraltete berliner Localposse in den Vorstädten, auf dem Kasperltheater gibt, finde ich begreiflich; aber sie beimischen in die höhere Potenz der Kunst, die Fratze gesticuliren lassen, wo der Ernst und die Aesthetik wallten sollte, der Ungeschmack wird sich so leicht auf keinem andern Hofoperntheater, wie es sich pomphaft nennt, einschleichen. Uebrigens muß ich bemerken, daß dies Theater eigentlich eine Privatunternehmung von zwei italienischen Impressari ist, die nichts oder nicht viel von der deutschen Oper verstehen sollen und denen der Hof bis jetzt nur einen Zuschuß zu ihrer Casse gibt. Man wünscht eifrig, daß diese Anstalt ganz kaiserlich werde, in der Hoffnung auf Besserung der Zustände.

Das Publicum schien gewohnt, hier lachen zu können, denn es lachte herzlich und laut. Ich selbst kam erst zu einigem Genuß im Ballet. In dem

waltete der Schönheitssinn, die plastische Anordnung; bei dem konnte ich einigermaßen die Localität, die unerfreuliche Umgebung vergessen. Demoiselle Forti tanzte nicht übel und ein Herr Alexander machte viele und geschickte Sprünge. Die mise en scène war sinnig und das Balletcorps besser als in Berlin. Später habe ich in diesem Theater „die Somnambule" und den „Barbier von Sevilla" vortrefflich aufführen hören. Die Wiener sind in der Instrumentalmusik Meister. Die starre Masse bewältigen, sich im Reiche der Töne einheimisch machen, heraustreten aus dem Stand der Thatsachen, in Noten jubeln, jauchzen, weinen, sich verständigen, aufklären, Alles das ist die Aufgabe eines wiener Orchesters und diese löst es meisterhaft. Die goldene, vollsaftige Frucht der Einheit, das großartig erhebende Zusammenwirken schwillt uns in und durch dasselbe wunderbar entgegen. Und was das Orchester thut, das leisten die Sängerinnen, das leistet auch der Chor. Erfreulich ist das lebhafte, fast enthusiastische Theilnehmen des Publicums, dies Heben und Tra-

gen, dies Horchen und Bewundern, das ſich durch häufigen Applaus ausſpricht. Hier ſind Stufenfolgen des Geſchmacks, Uebergänge zur höchſten Bildung zu beobachten. Da hinein miſcht ſich italieniſches Feuer mit deutſcher Urtheilsfertigkeit. Die künſtleriſche Perſönlichkeit wird von dem Publicum hinüber zu der erhabenen, geheiligten Sphäre der Kunſt geführt. Was ſie Gutes leiſtet, findet die raſcheſte Anerkennung; was ſie Mangelhaftes gibt, das wird verſtändig und zwar meiſt durch Schweigen gerügt.

Im „Barbier von Sevilla" ſang eine Demoiſelle Schwarz die Roſine. Dieſe Künſtlerin iſt nicht untadelhaft, nicht frei von Verrirrungen und Fehlgriffen, aber vor einem kunſtliebenden Publicum, wie das wiener, ſingen, von ihm gebildet, zurechtgewieſen werden, das wird die Theorie zur Praxis, die Schönheit zur Freiheit, das Wollen zum Können umgeſtalten. Meiſterhaft war die Darſtellung von Hölzel, der den Baſilio gab. Auch Juſt als Bartolo war rühmenswerth. Die Geſammtaufführung, das Ineinandergreifen, das

Ideelle, das Entfaltete einer Darstellung, die den Foderungen der Kunst entsprach, hatten etwas Erfreuliches.

Ich hätte Demoiselle Zerr in Hamburg hören können und hörte sie erst in Wien. Sie gab die Amina in der „Nachtwandlerin", diese zarte, von so vielen Schmerzen durchwebte Rolle, diese naiv romantische Persönlichkeit, in der mir gleichzeitig die Malibran und die Lind vorschwebten. Demoiselle Zerr scheint sich noch losreißen zu können von jener nervösen Lebhaftigkeit, die keine Leidenschaft ist. Sie hat noch das Zitternde und Unsichere der Jugend, ohne jung zu sein. Noch genießt sie nicht die schöne Ruhe, in der der Künstler sein eignes Dasein frei in sich selber enthüllen soll. Sie kam mir krank, erschöpft, überangestrengt vor. Nur zuweilen brannte in ihr die Flamme der Begeisterung, nur hie und da ließ sie sich übermannen vom Genius Bellini's und hinauf in die Lüfte tragen. Sie ist zwar fern von aller handwerksmäßigen Auffassung, von jeder niederwerfenden Mittelmäßigkeit, von jenem taglöhnernden Talent,

allein der durchaus feine Geſchmack, die kritiſche Cultur der Muſik hat ſie nicht inne. Vielleicht ſind ihre Mittel unzureichend. Jedenfalls geſtehe ich, daß ihre Leiſtungen ihrem Rufe nicht entſprachen.

Herr Ander hat ſchöne, weiche Tenortöne, ein freies Spiel und jene klagende Stimmung, in der der gute Elwin nun einmal mitten darinſitzt. Indeß tritt das Männliche, das Vertrauensvolle doch in dieſem Künſtler nicht ganz zurück. Nicht ſelten entwandte er ſich mit einer guten Colloratur der Wehmuth ſeiner Rolle und ſtieg jubelnd und heiter gleich einer Lerche zum Himmel empor.

Das Burgtheater.

Vom Kärnthnerthortheater zu dem der Burg iſt nur ein Schritt. Ich geſtehe, daß ich in dieſes mit großen Erwartungen gegangen bin. Es hat eine faſt traditionelle Stellung als Muſterbühne in Deutſchland, beſaß und beſitzt die größten Schauſpieler und kann gewiſſermaßen mit dem théâtre français in Paris, mit jenem claſſiſchen Boden verglichen werden, von dem uns die guten Manieren, die Vermeidung der überladenen Coſtüme und ſo manches uns angenehm Berührende gekommen iſt. Es war hier immer ein unmittelbares Ergebniß wirklicher Vornehmheit zu treffen. Von Wien aus ſtrahlte das Licht der Kunſt, das Product nationaler Dichter über das Vaterland. Dahin rich-

teten sich die verlangenden und auch die vergleichenden Blicke, wenn von Künstlerbildung, von einer Aufklärungsperiode die Rede war. Allein diese schöne Blüte des Strebens, dieser duftige Hauch, dieser weite und freie Horizont, der sich zu Joseph's Zeiten von Wien aus verbreitete, besteht nicht mehr. Die Anstalt, die ein nationales Interesse, die Absichten der Freiheit, des Selbstbewußtseins, dies wahre Lebenselixir, haben sollte, ist nicht mehr vorhanden. Es ist betrübend, wie hinderlich der politische und kirchliche Einfluß grade hier gewirkt, wie jede dramatische Erscheinung hier in ihrer Entwickelung gestört worden ist. Statt sich hineinzustürzen in das Reich der Gegenwart, statt in einer Zeit des regern literarischen Aufschwungs Schritt mit den übrigen Bühnen zu halten, ist das Burgtheater in Rück- und Stillstand gerathen. Das, was man unter den jetzigen Verhältnissen nicht allein hoffen, sondern auch erwarten konnte, versuchte Herr von Holbein. Er wollte das Bedürfniß einer volksthümlichen Entwickelung fühlbar machen, er wollte den Anfoderungen der Zeit ge-

nügen; allein er unterlag um so mehr den Verhältnissen, als ihm nicht nur eine geschlossene Opposition der älteren Bühnenmitglieder entgegentrat, die durch neuhinzukommende Kräfte in ihrer Persönlichkeit beeinträchtigt zu werden fürchteten, sondern er mußte auch der entschieden ihm widersprechenden Richtung des Grafen Dietrichstein weichen. Dieser Intendant, der zugleich die bedeutende Stellung eines Obersthofmeisters einnimmt und vermittels ihrer einen großen, wohlthuenden Einfluß ausüben könnte, befolgt ein Princip, das ich das Princip der Reminiscenzen nennen möchte. Vorgeschritten an Jahren, in seiner Jugend an Grillparzer und Raupach gewöhnt, hat Graf Dietrichstein die Leidenschaft, sich selbst angenehme Erinnerungen zu verschaffen. Gleich einer ehemals schön gewesenen Matrone, die sich mit ihren eignen gepuderten Bildern und denen ihrer Anbeter umgibt, die vergilbte Briefe und billets doux aus antiken Kästchen hervorholt, sich wärmt an dem blassen Sonnenschein des Gewesen, kramt Herr von Dietrichstein Stücke heraus, die für sein Pri-

vatvergnügen recht angemeſſen, für das Publicum aber ſehr langweilig ſind, denn leider hat Herr von Dietrichſtein nicht wie vielleicht jene alte Matrone die Anſicht, ſeine Reminiscenzen nur verſtohlen zu betrachten und ſie bei jedwaniger Ueberraſchung eines Dritten hinein in das Schubfach der Vergeſſenheit zu werfen, ſondern er ladet recht eigentlich zu ihrer Beſichtigung das ganze wiener Publicum ein und das in einem Locale, das doch eigentlich nicht ihm, ſondern der Kunſt, nicht dem Einzelnen, ſondern dem Ganzen gehört. Iſt es nicht natürlich, daß man da einer Zeit mit Ungeduld entgegenſieht, wo die Intendanz ihr Syſtem ändern und eine neue, heißerſehnte Aera herbeiführen wird? Es ſind der Kräfte ſo viele in Wien, die Fächer ſind drei- und vierfach beſetzt; man hat hellleuchtende Sonnen, Repräſentanten der Dichter und der Nation; man könnte den Begriff der freien Kunſt, man könnte die Poeſie als erhabenſte Göttin darſtellen, könnte wirken auf Erziehung, auf Freiheit und Sittlichkeit, und Alles liegt brach! Die wiener Schauſpieler haben kein

Repertorium. Reiſen ſie, ſo können ſie nicht in den üblichen Stücken der Zeit auftreten. Löwe, der geniale, große Künſtler, gibt als Neueſtes „den Sohn der Wildniß", La Roche „den alten Magiſter" und die verdienſtvolle, durch und durch fein ausgeprägte Schauſpielerin Madame Haizinger muß auf einem zweiten, auf dem Thalia-Theater in Hamburg in harmlos veralternden Stücken debütiren, eben weil ſie von Wien aus kein Rollenverzeichniß einreichen, nichts Neueres und Anregenderes für größere Theater liefern kann.

Der Anfang zu einem bedeutendern Aufſchwunge war unter Joſeph gegeben. Das Princip der Nationalität war hingeſtellt. Warum ward es nicht fortgeſetzt? Warum das Glimmen unter der Aſche, wo Feuerbrände geſchleudert werden müßten, wo Tageshelle leuchten ſollte? Die Zahl der auf dem Burgtheater mitwirkenden Frauen iſt größer als auf anderen Bühnen und doch werden ſie nicht benutzt. Jede Rolle wird auf dieſem Terrain zur Staatsfrage. Um jede auszutheilende gruppiren ſich die ſinnverwirrendſten Intriguen. Obgleich nun Friedrich Halm, ob-

gleich der Baron von Zedlitz bedeutenden Einfluß ausüben und für das Allgemeine und Nützliche sorgen könnten, so geschieht doch nichts, um die Brücke zum übrigen Deutschland festzuzimmern, um in der Kunst und Dichtung eine wohlthuende Wechselwirkung eintreten, um endlich das achtzehnte von dem neunzehnten Jahrhundert zurückdrängen zu lassen.

Die Räumlichkeit des Burgtheaters ist nicht erfreulich. Als das Schauspielhaus in Karlsruhe abbrannte, ward in Wien ein neuer Bau angeregt, da der alte keine Ausgänge, nichts Zweckmäßiges, noch weniger etwas Augenerquickliches hat. Jetzt ist es wieder still davon. Der Hof sieht es ohne Eifersucht, daß das Theater an der Wien schöner als das seine, das Leopoldstädter reicher und besser als das Burgtheater sein wird. Als neulich einmal von den „Karlsschülern" die Rede war, bemühte sich eine einflußreiche Frau vergebens, das Stück, mit Modificationen mancherlei Art ausgestattet, zur Aufführung zu bringen. Die Namen Laube, Mosen, Gutzkow, Freitag, diese ganze neue dramatische Literatur mit ihrem

Streben und Weben, mit ihren grünenden Hoffnungen, dieſe Foderungen, die ſich unmittelbar unter uns geſtalten, ſind von dem Burgtheater ausgeſchloſſen. Man ſieht kleine aus dem Franzöſiſchen übertragene Vaudevilles, ſieht „Reue und Erſatz", die Stücke: „Von Sieben die Häßlichſte", oder das nicht anſtößige: „König René's Tochter" und zwar recht gut aufgeführt. Dies letztere, das ich auf anderen Bühnen noch nicht geſehen hatte, war das Erſte, was ich hier erlebte. Vorher wurde „Vaterliebe" aus dem Franzöſiſchen nach Scribe von Caſtelli und zwar mit vielem Beifall gegeben. Dies Stückchen, das die berliner Bühne fallen ließ, weil ſie nicht die gehörige Beſetzung der Rollen hatte, iſt hier mit Anerkennung oft wiederholt worden. Demoiſelle Neumann, in der Rolle der Luiſe, erinnerte mich lebhaft an Roſe Cheri. Wie dieſe iſt ſie jung, hübſch und natürlich. In der Sprache hat ſie etwas Feines, Stechendes, eine durch Anſtrengung erworbene tiefe Bildung und ein zartes, liebliches Lächeln, das reizen und zugleich feſſeln muß. Ihre Augen ſind leb-

haft und doch faſt melancholiſch; ihre Bewegungen haben den ruhigen, runden Anſtand einer der Welt Kundigen. Ich glaube, daß man an der Seite einer Mutter wie Madame Haizinger vorzüglich heranreifen kann; aber ich glaube, daß man ſelbſt ſehr begabt ſein muß, um die Kunſt wie eine Religion zu verehren. Man ſieht es dem Spiel der Dem. Neumann an, daß es ihr ein Cultus iſt, immer mehr zu lernen, immer vollkommner im Wirken, lückenloſer zu werden. Sie hat viele Nüancen, Schätze von Weichheit und Weiblichkeit, ideale Anſchauungen, die doch wieder Natur ſind. Sie hat auch die ſtoiſche Kraft, jedes Unnütze zu entfernen und nur das von ihren Vortheilen geltend zu machen, was wahrhaft edel und ſchön iſt. Daß das Organ nicht ganz volltönend iſt, vergißt man um ſo leichter, als ſie nur in naiven, nicht in tragiſchen Rollen auftritt. Sie iſt mit einem Wort eine reizende Schauſpielerin, ganz dazu gemacht, Das zu widerlegen, was die Franzoſen unſerer Bühne vorwerfen, daß unſere Künſtler immer auf Stelzen herumgehen, immer im Pathos ſich bewe-

gen. Wie viel Schalkhaftigkeit, wie viel Genialität, ja wie viel Ironie wohnt hier neben der Jugend, wie viel plänkernde Neckerei neben der Grazie und Schönheit!

Karl La Roche (als Vater der Luiſe) zeigte einen ſeltenen Zuſammenhang des Spiels, eine Nachgibigkeit, ein Verſtändniß, wie ſie nur den ächten Künſtler charakteriſiren. Der borgt nichts Fremdes. Was der für die äſthetiſche Bildung leiſten kann, das leiſtet er mit Ernſt; keine Aufgabe ſcheint ihm gering, keine Rolle je unbedeutend. Er hat eine Vereinfachung der Begriffe eingeführt, die ich wieder mit der der franzöſiſchen Bühne vergleichen möchte. La Roche iſt ein Künſtler aus einem Guß; eine jener Erſcheinungen, die die Schröder'ſche Methode zurückrufen. Weniger hat mir Herr Fichtner gefallen. Er hat als Liebhaber weder die Leichtigkeit der Bewegungen, noch die ſo nothwendige Grazie des Vortrags. Er iſt hölzern und ungeſchickt. Es iſt keine unmittelbare, lebendige, concrete Fülle, ſondern etwas Apathiſches in ihm. Ich wette, daß ihn die Kunſt lang-

weilt. Deswegen langweilt auch ſeine Kunſt. Was nun die Beſetzung von „König Réné's Tochter" betrifft, ſo will ich mit einem Tadel anfangen, um mit einem Lobe ſchließen zu können. Herr Lucas als Triſtan von Vaudemont hat mir ſo wenig zugeſagt, daß ich ihn gradezu mittelmäßig nennen muß. Wo iſt da jene Zartheit, jene Begeiſterung, jene ſchöpferiſche Auffaſſung, die dieſe Rolle erheiſcht? Wo jene romantiſchen Anflüge, jene verſchwimmenden Sentimentalitäten, die das Publicum in ein ideales Reich der Träume führen? Herr Lucas iſt groß und knochig. So derb ſeine Geſtalt, ſo derb iſt ſein Auftreten. Was der Dichter fühlte und ahnte, das ſollte hier der Darſteller in eine bewußte Form bringen. Herr Lucas nimmt die Rolle des Triſtan wie ein Gedicht, das er zu declamiren hat; er leiert es ab. Da iſt keine Spur von jenem Behagen, jenem Myſterium der Liebe, das nur angebetet und bewundert werden will. Das iſt auch kein Prophet, kein Seher, ſondern Herr Lucas bringt ſo viel Knochen und Fleiſch, ſo viel telegraphiſche Geſti-

culationen mit auf die Bühne, daß die Romantik entflieht. Angesprochen hat mich dagegen Herr Anschütz als König René. Er mag sich in seinem Leben oft verwandelt haben, aber er ist immer ein Künstler, immer ein Vertreter der Wahrheit geblieben. Seine Stimme verräth Wärme; seine Darstellung ist mit dem Zauber der reinen Gemüthlichkeit übergossen. Die Gedankengänge des Dichters stehen vor ihm in Klarheit. Da, wo sie Flachheit oder Leere verrathen, weiß er aus den heimlichen Grotten seines Organs einen frischen Zuwachs zu ziehen. Er ist nicht in der Vorhalle des Verständnisses stehen geblieben, er hat sich hineingedrängt in das Heiligthum, hat beobachtet und gelernt. Seine Tochter, Madame Koberwein als Iolanthe, wirkte ihm würdig zur Seite. Ich weiß nicht, ob es in den Absichten des Dichters lag, Iolanthe beständig als Blinde agiren, oder ihre Blindheit blos als einen ihr natürlichen Zustand angedeutet zu wissen. Madame Koberwein spielte die blinde Iolanthe. Sie war umlagert von den Schatten der Nacht, tastend,

ungewiß, das Auge, dies ſchöne, große, von Glut blitzende Auge gradaus gerichtet, in ihren Bewegungen innerlich immer auf den höchſten Gipfeln dieſer ſtillen Welt ſchwebend, von außen nur durch das Ohr, nur durch das Gefühl angeregt; ſchmerzlich ſchwelgend, voll Träume, voll Gebete, voll Poeſie, einer myſtiſchen Idee nachhängend und doch einfach und kindlich. Sie verſtrickte das Publikum tief in die Anſchauung eines Zuſtandes, der vielleicht mediciniſch unrichtig, aber poetiſch anregend iſt. Eine ſo tiefſinnige Sprache hatte ſie, daß die innerſten Nerven davon getroffen wurden. Durch ſie warf der Zuſchauer allmälig alle Feſſeln der Reflexion von ſich und badete ſich in einem Meer von Idealismus; ſie rief auch jenen Gedanken wach, daß es eine beſſere, andere Welt mitten in dieſer gibt, daß man auf ihr mit ſchwebendem, faſt ſomnambülen Fuße tritt, daß ſie wogt wie Duft und Nebel und daß Jolanthe, geübt im Scharfſinn, abgezogen von den Außendingen hier in ihrer Heimat ſei. Die äußere Geſtalt der Madame Koberwein iſt durchaus edel. In der Art, wie ſie

nachdenklich das Haupt ſenkt, einen Entſchluß zu faſſen ſucht, liegt ein großer Reiz. Das Sanfte und Anmuthige wechſelt in ihr mit dem Feuer der Leidenſchaft, einer Leidenſchaft, die jungfräulich koſend, voll zarter Fäden und Gefühle iſt.

In „Reue und Erſatz" bewunderte ich neben La Roche und Anſchütz Madame Haizinger, dieſe vielgerühmte Schauſpielerin, die einen ſo praktiſchen Fond mit auf die Bühne bringt, daß ſie ſelbſt auf die älteſten Stücke ein neues Licht wirft. Ihr Spiel iſt eine Reihe von kleinen, allerliebſten Thatſachen, welche die ſchlagendſten Belege zu der Perſönlichkeit geben, die ſie darſtellen will. Sie hat alle menſchlichen Empfindungen auf eine faſt merkwürdige Art inne und liefert ſie mit einer Vollſtändigkeit, daß ſie dem Maler Denner an die Seite geſtellt werden könnte. Nie wird ſich etwas Erzwungenes in ihr Spiel miſchen; immer wird ſie mit der höchſten Natur Lebhaftigkeit, Schelmerei, Ernſt und Würde in dramatiſcher Gruppirung bringen, ja ihr Genie blitzt elektriſch zum Zuſchauer herüber und macht einen Eindruck, der ſehr feſſelnd

iſt. Die ehemalige Demoiſelle Enghaus, jetzige Madame Hebbel, und Madame Peche habe ich nicht geſehen. Wohl aber muß ich von dem wirklich großen Eindruck reden, den Madame Rettich in „Donna Maria de Molina" (dramatiſches Gedicht in vier Akten und einem Nachſpiel von Friedrich Halm) mir gemacht hat.

Es iſt Schade, daß Halm in allen ſeinen Stücken und auch in dieſem immer in den Extremen, immer im Unangemeſſenen, nie in der vollkommenen Wahrheit ſteht. Es iſt Schade, daß ſeine ſeeliſche Gymnaſtik, wie ich die von ihm vorgenommenen Experimente nennen möchte, ſo viele Seitenſprünge, ſo viele Gewaltthaten enthält. Seine Beweglichkeit, die in hundert Farben blitzende Sprache, die prophetiſche, aus ihm ſtets hervorſtrömende Natur, feiert in dieſer „Maria de Molina" einen Triumph; aber ſeine Geſtalten ſind mehr bühnengerechte Begriffe als Menſchen. Die Wahrheit iſt vermiſcht mit Unmöglichkeiten, durchzogen von Fäden, die nicht immer grade und geſchickt, ſondern verworren eingeſchlagen ſind.

Hier iſt von einer phantaſtiſchen Zuſammenwürfelung mehr als von einer regelgerechten, naturwüchſigen Entwickelung die Rede. „Maria de Molina" iſt voll ſinnig ausgeſponnener Seufzer, voll empfindungsvoller Sentenzen, voll Gefühlsproben. Natürlich aber, daß in einer ſo geſteigerten Exiſtenz nicht an dramatiſche Aufopferung und Enthaltſamkeit zu denken iſt. Halm's Gedanken ſtrömen über und wollen nur den theatraliſchen Effect berückſichtigen; ſeine Pulsader ſchwillt, ſeine Bilder ſind erſchütternd. Maria befindet ſich in der Situation zwiſchen Kind und Geliebten wie eingeklammert. Sie ſoll die höchſte fanatiſche Liebe, die Mutterliebe entwickeln und iſt eingehüllt in eine Spiegelfechterei der Aufopferung, die ſie zwingt, eine Jakobsleiter der Viſionen zu durchlaufen. Dabei iſt die reichaufblitzende Idee verkümmert durch Thatſachen, die kaum erklärlich ſind. Mag nun aber das Stück als Stück ſeine Fehler haben, ſo muß ich geſtehen, daß es unmöglich iſt, eine ſinnvollere, ergreifendere Trägerin der Hauptrolle als Madame Rettich zu finden. Die Praxis und Erfahrung

sind hier zur durchgreifenden Erscheinung geworden. Diese Maria glüht, wie der Boden, der sie erzeugt, wie der Dichter, der sie gedacht hat. In dem Stolze der Königin ruht beschirmt die Liebe der Mutter. Sie stürzt sich bewußt in die Gefahr und harrt so lange aus als das Herz, das eben so kräftig als ihr Selbstgefühl pulsirt. Madame Rettich hat einen Wohlklang der Stimme, eine Declamation, die wirklich ideell sind. Nur zuweilen stört ein nicht ganz bewältigter Pathos, ein Anflug von Affectation, der bedauerlich ist, weil er der einzige unrichtige Schatten in diesem lichtvollen Bilde, der einzige Misklang in dieser Harmonie der Kunst ist. Wenn Madame Rettich nur einmal die Rachel gesehen hätte, so würde sie schnell von diesem Musterbilde die Grenze erkennen, wo in der Declamation der Pathos aufhört und die Ziererei anfängt. Dessenungeachtet hat sie eine Originalität der Darstellung, eine plastische Schönheit der Drappirung, die sie auf die erste und höchste Stufe der Kunst erheben; sie weiß auch eine Würde wiederzugeben, welche mehr als sittlicher

Stolz ist. Ihre Gestalt ist frisch; in den Bildungs- und Gährungsmomenten der Rolle erhebt sie sich zuweilen so gigantisch, daß sie unantastbar scheint. Mit welch sinniger Anordnung weiß sie sich vom weiblichen Standpunkte aus ein excentrisches Princip beizulegen! Wie kann sie die poetische Empfindungsweise mit rasch dahinrauschender Begeisterung anschaulich machen! Wie versteht sie zu weinen, zu trauern, zu handeln, zu zernichten, zu jubeln! Ich kann nicht unberührt lassen, was Herr Löwe aus seiner ihn immer zurückdrängenden Rolle machte. Der Charakter des Don Diego ist kein den Künstler hebender. Ein Mann, der verurtheilt ist, immer Nein zu hören oder zu sagen, ist kein rechter Mann; auch ist das Schwert, was Maria de Molina ihm verheißt, mehr eins, das ihm im Busen als in der Hand steckt. Macht Löwe aus dieser eben bezeichneten Rolle etwas Positives, weiß er die Schwachheit derselben in Stärke zu hüllen, so ist das ein wirkliches Verdienst. Nicht Halm, sondern Löwe hat dem Diego ein Interesse verliehen; denn dieser geistreiche Künstler hat

aus dem ſchmachtenden Manne das Ideal der Selbſtverläugnung, die reinſte, ideellſte Aufopferungsfähigkeit, den Stoicismus der Hingebung gemacht. Man glaubt an die zerſtörende Kraft in ihm und bewundert, daß er ſie zu dämpfen verſteht. Die Kunſt phosphorescirt gleichſam in ihm und führt zu einer Anatomie der Darſtellung, wo jede Bewegung der Hand berechnet, jeder Ton in der Stimme überlegt iſt. Bedenklich iſt, daß das Organ faſt gebrochen ſcheint. Die oft heiſeren Töne ſtehen ſeinen Charakterimproviſationen ſcharf im Wege. Sie können uns nicht mehr den Glauben an ſeine Jugend, nicht mehr die Ueberzeugung ſeiner Befähigung zum Liebhaber geben. Er iſt in einer Uebergangsperiode begriffen. Das feurige Element geht über die Länge ſeiner phyſiſchen Mittel hinaus.

Die Hofbibliothek.

An dieſen für mich ſehr intereſſanten Abend knüpfte ich am folgenden Morgen einen Beſuch auf der Hofblibliothek. Friedrich Halm (Baron von Münch-Bellinghauſen) iſt Bibliothekar und hatte die Güte, mich ſelbſt herumzuführen. Es ward mir ganz feierlich, als ich durch das Leſezimmer ſchritt, in dem an langen grünen Tiſchen die Gelehrten, die Lernbegierigen, die Laien, ſelbſt ehrwürdige Herren im ſchwarzen Prieſtergewande ſaßen. Bücher nach Hauſe zu nehmen, iſt nicht erlaubt; dafür iſt die Bibliothek täglich zur Dispoſition des Publicums geſtellt. Vom Leſezimmer geht es in das mit Büchern reichgezierte Kämmerchen des hier in Arbeit und Dichtkunſt verſenkten Bibliothekars und

von da in den großen, äußerst reichverzierten Bücherſaal, in deſſen Mitte ſich eine auf acht Säulen ruhende Kuppel und in ihr ein prächtiges Frescogemälde von Daniel Gran erhebt. Rings um den Saal läuft eine großartige Galerie, auf der die Bücher maſſenweiſe aufgeſtapelt ſind. Herr von Münch-Bellinghauſen iſt damit beſchäftigt, der Bibliothek eine praktiſchere Form zu geben, da bis jetzt der Zugang zu den oberen Schränken auf der Galerie faſt lebensgefährlich iſt. Die Manuſcripte ſind in Glasſchränken niedergelegt, wo ſie der Betrachtung zugänglich ſind, ohne durch Berührung gefährdet zu werden. Herr von Münch-Bellinghauſen ordnet ſie gegenwärtig und verſieht ſie mit einem Katalog. An dieſe Schränke führte er mich, um mir theils koſtbare Handſchriften, theils zarte Miniaturbilder in alten Kirchenbüchern zu zeigen. Der Schrank A. enthält eine Sammlung der verſchiedenen Stoffe, auf welchen bis zur allgemeinen Einführung unſers heutigen Papieres geſchrieben wurde und zum Theil noch geſchrieben wird. Das purpurfarbige Pergament mit Silber- und Goldſchrift

des sechsten Jahrhunderts und ein auf Palmblätter geritztes, in der Sprache der Bewohner Ceylons vorhandenes religiöses Werk interessirten mich um so mehr, als in ihnen jene lebendige Kraft der Geschichte, jenes Ueberragen des Thatsächlichen über die Dauer des einzelnen Menschen anschaulich wird. Wie frisch und glänzend hat sich dies purpurrothe Pergament erhalten! Wie fein und deutlich ist die Schrift auf jenen geritzten Palmblättern! Die Hände, die das hervorbrachten, der Kopf, der diese Gedanken hatte, sind vermodert; aber die Idee hat sich aus dem Nebel der Vergangenheit bis hieher, unter die Gegenwart gewagt. Die Idee lebt, die wird fortbestehen. Das ist die Unsterblichkeit auf der Erde; das ist die Verklärung der Wissenschaft, das der Brennpunkt historischer Entwickelung.

Die Bilderbibel mit zahlreichen, sehr merkwürdigen Miniaturen auf Goldgrund und beigeschriebenem französischen Texte aus dem vierzehnten Jahrhundert im Schranke E. ist ein Beweis von der Beharrlichkeit der damaligen Zeit. Sollte man nicht denken, daß kaum ein Leben zu einem sol-

chen zierlich-künſtleriſchen Werke hingereicht habe? Die Farben ſind lebensvoll hingehaucht, ſind lieblich und warm. Die Compoſition iſt originell und das poetiſche Princip darin die Malerei des Details. Ein Pergament-Manuſcript in äthiopiſcher Sprache mit einer Beſchreibung Abyſſiniens zeigt eine Schrift, in der die Genügſamkeit mit der Wohlgefälligkeit ſtreitet. Sie iſt gleichſam ein Portrait jener verſunkenen Zeit, eine Blüte, die ſich aus dem Strudel der Jahrhunderte in dieſen Glaskaſten gerettet hat. Mit Ehrfurcht betrachtete ich das Erbauungsbuch in deutſcher Sprache aus dem fünfzehnten Jahrhundert im Schranke G. und H. Das in demſelben Behälter aufbewahrte Horarium mit vierzehn größeren Bildern und den eigenhändigen Namensfertigungen Kaiſer Karl's V., de Lalaing's und Anderer ſchien mir mit den bedeutungsvollen Malereien ein geheimnißvolles Leben zu enthalten. Wen ergreift es nicht, wenn die erſchütternden und grellen Töne der Geſchichte hallen? Wer ſucht nicht in dieſem und jenem Manuſcripte die Durchbildung, das Charakterfeſte der Periode?

Wer erschrickt nicht vor jener Papyrus-Rolle in Uncialschrift, etwa vierhundert Jahre vor Christus, die den Fluch der Tochter Artemisia gegen ihren Vater Damasios, der sie widerrechtlich ihrer Kinder beraubt hat, enthält? „So lange diese Schrift verwahrt werde", heißt es im Text, „soll Damasios nirgends Heil finden". Der Fluch einer Tochter über ihren Vater! Welch eine erschütternde Idee! Welch scharf einschneidende Vorstellung! Welche Fülle von Barbarismus, von zersetzenden, trennenden Principien, auf die das Christenthum noch nicht sein milderndes Licht geworfen hatte! Ich blickte erschüttert auf die Anschauungen dieser Zeit! Ich sah sie die Hände erheben gegen die Rachegötter, diese durch und durch verwundete Tochter, die, ihrer Kinder beraubt, durch keine Rücksicht mehr gehalten, durch keine Erinnerung mehr gefesselt, ihren Fluch zweitausend Jahre weit, bis hieher, bis nach Wien, bis in die Hofbibliothek schleudert! Sonderbar! So vieles zerstiebt, und dieses hier, diese vergilbte, entsetzensvolle Rolle ist geblieben! Sollte wirklich eine Wahrheit im

Fluche liegen? Sollte dieſe leidenſchaftlich bewegte Mutter, dieſes den Himmel anſchreiende Wort, dieſe Bitte um Rache, eine Nöthigung der Natur, eine Bedingung der gekränkten Rechte ſein? Sollte über Dem, was wir Chriſten die Verſöhnung und Vergebung, das Leben in und für die Pflicht nennen, ſollte über Dem doch der Schrei um Gerechtigkeit ſtehen?

Gern habe ich mich von dieſer grauenvollen Erinnerung an das Alterthum ab, zu der Handſchrift des Torquato Taſſo, zu ſeinem «Gerusalemme conquistata», von ihm ſelbſt geſchrieben, gewandt. Es war mir als träte ich in eine Halle, in einen ſtillen Kloſterhof, umwebt von der Poeſie des Katholicismus. Vor mir lag ein grüner Platz; um mich wiegten leiſe Abendwinde die hochaufgeſchoſſenen Cypreſſen. Ich ſah Taſſo, wie er einſam träumte, einſam litt! Ich ſah ihn am Hofe Ferraras, ich ſah ihn im Kerker. Das mit feinem, ſchwermüthigem Lächeln übergoſſene Antlitz, die zuckenden Lippen, die traurigen Augen waren auf dieſe mit mannichfachen Correcturen verſehene Hand-

schrift gerichtet. Ihn drückte die Welt, diese Last der Verhältnisse, dieses Scheinleben, dieser Wust des Conventionellen! Er hatte eine freie, eine idealische Liebe geträumt und wie wurde sie ihm gelohnt, wie blutete das Herz, wie zitterten die Nerven! Tasso starb inmitten dieses traurigen und verzweifelnden Themas. Wohl ihm, daß er starb! Mir ist nicht, als sei er am gebrochenen Herzen, nein, in wunderbarer, glorreicher Festigkeit, im Triumph der Gefühle hinübergegangen, dahin, wo es keine Fürstinnen, sondern nur Seelen, keine Convenienzen, sondern nur Liebe gibt. Tasso war recht eigentlich ein Charakter, der zwischen dem Schöpfungs- und Zerstörungsdrange mitteninne schwebte. Er mag wonnevolle Augenblicke, aber auch Stunden der tiefsten Entmuthigung gehabt haben. Ob das wol in den krausen, kleinen Zügen dieser Feder, in dem Kreuz und Quer dieser Schrift zu lesen wäre? Man sagt, die Handschrift des Menschen sei bezeichnend. Die von Tasso ist mehr weiblich als männlich. Er hat oft kleine, zierliche Buchstaben gemalt. An anderen

Stellen ſcheint die Feder geſtürmt zu haben, raſch weg über das Papier geflogen zu ſein. Hier hat er ein ſtolzes Meer voll Gedanken durchſchifft, dort ſich eine bürgerliche Geſetztheit zu geben geſucht. „Es iſt Alles ſchon dageweſen", mußte ich mit Rabbi Ben Akkiba ſeufzen, der Herzen gedenkend, die noch jetzt unter dem Druck der Verhältniſſe verbluten.

Das Antikenkabinet.

Ich ging ins kaiſerliche Antikenkabinet, an das ſich das Münz- und Medaillenkabinet reiht. Hier kann man Geſchichte ſtudiren; hier auf dieſen kleinen Metallplättchen haben ſich die Jahrhunderte unverſehrt abgeprägt! Was das für wunderbare Eindrücke, für Zeichen und Figuren ſind! Wie die Römer ſich ihr Geld anders als die Deutſchen, dieſe wieder anders als die Aegyptier ſchnitten! Ich ging raſch von einem Saal zum andern, von den Antiken zu den hetruriſchen Vaſen und zu den geſchnittenen Steinen, zu der Apotheoſe des Auguſtus, die ein Wunder der Glyptik iſt. Dieſer Sardonyx kam zu den Zeiten der Kreuzzüge aus dem Morgenlande nach Europa und wurde

den Nonnen zu Poissy geschenkt. Da diese in ihrem frommen Wahne, der Stein stelle die Kreuzigung Christi vor, ihn wie ein Heiligthum bewahrten, so wurde er endlich an den kunstliebenden Kaiser Rudolf II. wohlerhalten in seiner jetzigen unversehrten Form verkauft. Die Arbeit darauf ist so fein, daß man sie mit Wolken auf dunkelm Himmelsgrunde vergleichen könnte. Germanicus scheint die Siegeskunde über die Pannonier heimzubringen. Tiber steigt vom Triumphwagen. Er hat den Blick zum kaiserlichen Vater gerichtet. Es ist unentschieden, ob die neben Augustus sitzende Gestalt eine Livia oder Roma und die hinter ihm eine Agrippina ist, aber bewundernswürdig ist die Benutzung des in verschiedenen Schichten vertheilten Steines, der Ernst der Gestalten, der rein historische Charakter dieses Kunstwerks, die Zartheit und Correctheit der Zeichnung. Die Kunst hat hier einen großen Wurf gethan, einen Wurf, der sich nur mit dem Apoll von Belvedere oder der Venus von Medicis vergleichen ließe. Sehr anregend muß für den Kunstkenner die Er-

ſcheinung eines Apoll ſein, der der Teneatiſche Apoll genannt wird, weil er unweit von Korinth im ehemaligen Städtchen Tenea, deſſen Bewohner den Apoll verehrten, vor einigen Jahren gefunden worden iſt. Der Styl dieſer Statue, die einfach zur Fauſt geſchloſſenen Hände, hart am Körper, die Füße weit ausſchreitend, erinnern einerſeits an die Strenge des religiöſen Cultus im ſechsten und achten Jahrhundert vor Chriſtus und anderſeits an die der entfeſſelten Schönheit bereits zuſtrebende griechiſche Kunſt. Das Haar iſt nach ägyptiſcher Weiſe geordnet, der Geſichtsausdruck iſt lächelnd. Bruſt, Rücken und Arme ſind mit kunſtfertiger Grazie, mit genauer Kenntniß der Knochen und Muskeln gemeißelt. Einige wollen dieſe Statue nicht für einen Apoll, ſondern für einen in die Iſis-Myſterien Eingeweihten gelten laſſen; Andere beharren mit Feſtigkeit auf der einmal aufgeſtellten Theſe. Intereſſant iſt das Alter der Statue und die an ihr zu beobachtenden Flugverſuche der griechiſchen Sculptur, die ſich ſpäter zur höchſten Höhe erhob. Schöner dünkte mir jeden-

falls ein kaum hundertjähriges Werk, ein Prometheus von Bronze, der, angeschmiedet am Felsen, eine wunderbare Befähigung des Bildners, das Poetische menschlich darzustellen, beweist. Der Künstler, der ihn schuf, ist Raphael Donner, derselbe, welcher auf dem Mehlmarkt die kräftigen Gestalten, die den Brunnen zieren, fertigte. Dieser Bildhauer ward 1695 in Eßlingen geboren, leistete in den Bleicompositionen Erstaunenswerthes, starb arm, wenig anerkannt, gedrückt von den Mühen des Lebens, in einer Bude, wohin die Handwerker ihre Geräthschaften stellten. Ich kann mir nichts Tragischeres als die Armuth in der Begleitung des Künstlers, als den Tod in der Gestalt der Vergessenheit denken. Dieser Moment im menschlichen Leben ist der ernsteste. Er will in den Armen der Liebe, der Sorge, der Duldung überwunden werden und wie oft kommt zu seiner Strenge die Härte des Schicksals, die Entbehrung, das bittere Gefühl, für das Vaterland gewirkt zu haben und vom Vaterland vergessen worden zu sein! Was hilft es Donner, daß sein Prometheus

jetzt im Antikenkabinet aufgestellt, jetzt Preise auf eine von ihm zu liefernde Biographie gesetzt worden sind? Donner starb wie der Pilger am Wege, wie der Kreuzfahrer zum heiligen Grabe. Er war einer jener Tausenden, die der ungerechten Gegenwart zum Opfer fallen; ein Mensch, der bei all' seinem Schaffen, all' seinem Genius doch elend war. Wie Prometheus an den Felsen war er angeschmiedet an die Kette der Alltäglichkeit. Der Hunger nagte an seinem Eingeweide, der Durst nach Unterstützung in seinen Unternehmungen vertrocknete ihm den Gaumen. Schmerz, verbissener, verzweiflungsvoller Schmerz war das Facit dieser Künstlerexistenz. Indeß er in einer Bude starb, elend, von Niemand gepflegt, von Niemand geliebt, tanzten die Wiener oder ein Harfenist jodelte ein Lied. Donner muß gefühlt haben, daß sein Dasein ein dem Prometheus ähnliches war; denn es ist unmöglich, mehr dichterische Wahrheit in ein Werk wie dieses zu gießen. Da fiebert jede Muskel, jeder Nerv, jede Ader! Da sind zahllose Leiden, hingeworfen über Nacht, die das pulsirende Herz

ſtocken machen! Gebt eure Ideen preis, ritzt euch die Bruſt auf, leiſtet Etwas, was groß iſt, ihr werdet einſam wie Prometheus, angeſchmiedet wie er ſein. Ach, wie das ſchmerzhaft iſt, wie das in Krankheit und in den Tod ſtürzt, wie es zweifeln an Gottes Gerechtigkeit machen würde, ſagte der Philoſoph in uns nicht beſtändig, daß das Individuum Nichts, die Idee Alles iſt! Armer Donner! Neben deiner Armuth wohnte ein Ideal in dir. Du haſt geſchaffen und biſt geſtorben. Mehr kann man nicht von dir ſagen. Es gibt kein Detail über deine faſt unbekannt hindämmernde Exiſtenz. Deinen ehrlichen Namen nur haſt du eingeſchrieben in den Brunnen auf dem Mehlmarkte, im Antikenkabinet, ins Basrelief des Rathhausbrunnens. Deine Werke überlebten dich. Ruhe ſanft im Schatten deines ſchwer erkauften Lorberbaumes!

Die kaiſerlichen Gemächer in der Burg.

Einmal in der Burg, in dieſem ſeltſamen Bau, der, wie eine Schnecke in ſich zuſammengewunden, keine einzige Façade, keinen wirklichen Ueberblick bietet, ließ ich mich in die kaiſerlichen Gemächer führen, welche dem Publicum zur Anſicht geöffnet ſind. Es ſind diejenigen, in denen der Kaiſer die Audienzen ertheilt und in denen die kleinen und großen Bälle gegeben werden. Sie ſind wunderbar einfach und nur die Moſaikbilder, die in einem der Empfangsſäle hängen, fallen mehr als Curioſität denn als Kunſtgebilde auf. Sonderbar iſt es, daß in dieſen Gemächern auch nicht ein einziges Bild von irgend einem ältern oder neuern Maler hängt. Ich weiß nicht, ob das in der Privat-

wohnung des Kaisers anders ist, höre aber, daß der Fürst Liechtenstein, der neuerdings zwei Millionen zur Ausschmückung seines neuerbauten Palastes verwandte, dasselbe Princip verfolgt hat. Es ist dies ein betrübendes, für den Künstler sehr niederschlagendes Princip, denn dieser will gehoben, ermuntert werden, will für die erhabene und geheiligte Sphäre seiner Leistung den Strahl der Anerkennung erhalten. Die Kunst darf nicht sowol ein Werk der Selbstbefriedigung, der freiwilligen Beschränkung, als eine praktische, freie, heitere Ausübung der inwohnenden Kräfte sein. Diese Ausübung zu fördern, ihr die Herbigkeit des Lebens zu mildern, ist die Aufgabe des Publicums und Aufgabe der Regierung. Ich sehe sie vor mir, diese strebenden Künstler in Oestreich, wie sie schwermüthig auf das Terrain blicken, auf dem sie pflügen; wie sie ihre Zeit und ihre Genossen anflehen möchten um Theilnahme, um Freiheit, um Anregung; wie sie die Blüte ihrer Arbeit, verkümmert durch den kalten Hauch der Nichtachtung, allmälig muthlos entblättern lassen! Angesichts einer warmen, treiben-

den Sonne, wie würde sich das Alles regen und rühren! Wie viele Elemente habe ich im Belvedere aus der neuesten Zeit gesehen, die nur gefördert zu werden verlangen, um begeisterte Thaten zu werden! Man sagte mir, daß das historische Bild im Oestreichischen unter einer speciellen Censur stehe. Da ist es freilich nicht zu verwundern, daß die Blüte nicht gedeiht, daß die dem Genius angelegten Fesseln, dieses an die Flügel gebundene Gewicht, die Behaglichkeit, die freie Bewegung, die Begeisterung nicht zuläßt. Die Malerei hat sich im Oestreichischen auf die Landschaften, auf die Blumen-, Frucht- und — Dornenstücke der Portraitirung geworfen. Weil die Censur ihre Macht nicht über Berge und Seen, über Himmel, Bäume und Blumen ausübt, herrscht hier ein frischeres Leben, arbeitend, ringend, im edlen Schweiße kämpfend, fortschreitend, einigermaßen ergibig, wenn auch nicht so willkürlich, so mühelos, so von keinem Gesetz, so von keiner Nothwendigkeit, als es von Rechtswegen sein sollte, bedingt.

Die Reiterstatue Joseph's II.

Ich gestehe, daß ich mich, von mancherlei Gedanken über die Gegenwart bewegt, gern auf dem Josephsplatz befand, daß ich gern dem Leben und Weben, dem Trachten, Wollen und Handeln dieses Fürsten folgte, gern an dessen Reiterstatue hinauf in das edle Angesicht geblickt habe. Die von Franz I. errichtete Statue ist im römischen Costüme. Kaiser Joseph hält die linke Hand im Zügel des Pferdes; die rechte streckt er grade aus. Joseph II. war wirklich ein edler Fürst; zu hastig, zu überstürzend vielleicht, der Zeit stürmend voraneilend, aber voll Eifer, voll Menschenfreundlichkeit, immer darauf bedacht, vom Vorurtheil loszulösen. Er hatte sich in Conflict mit der Gegenwart gesetzt,

hatte widersprochen, hatte gestritten und errungen. Waren seine Bestrebungen hie und da einseitig, so lag bei allen nicht zu vermeidenden Irrthümern doch etwas erhaben Jugendliches, etwas großartig Frisches in seinen Thaten, im Cultus der Humanität, in den gereinigten Begriffen der Herrscherwürde. Das Ideale pulsirte in dieser Periode; die Auffassung des Lebens war eine ernste. Joseph wollte die Zeit von den Schlacken reinigen, wollte bessere Formen, edlere Gedanken einführen. Maria Theresia hatte ihm vorgearbeitet; er brauchte sich nur an ihre Werke, an die Wahrheit, an die Macht ihrer Pläne zu halten; er brauchte nur den gefurchten Boden zu bepflanzen. Aber er ermüdete über all' die ihm entgegenstrebenden Hindernisse; ihm brach das Herz, wenn er in den Strudel der Weltwirren, in die Unmöglichkeit des Durchdringens hineinblickte, wenn er sich in einsamer, gesammelter Stunde sagte, was er gewollt und was er nicht vollbracht hatte! Ach dies Wollen und nicht Können, dies sich athemlos Laufen, dies sich Abmühen, dies gesteigerte Selbstgefühl, dieser Tod in der

noch klopfenden Bruſt, dieſe Betrachtung, nur zu ſäen, nicht zu ernten, für die Geſchichte zu arbeiten und ſie nicht heiter ins Auge faſſen zu dürfen, dies Verrinnen des Stundenglaſes, hat ſo etwas Melancholiſches, daß ich begreife, wie in dieſem gährenden Chaos das Gemüth hinſchmachtete. Dazu kam, daß Joſeph aus ſeinem heiligen Glauben an ſeiner erſten Gemahlin Liebe von dieſer auf ihrem Sterbebette durch den harten Ausſpruch geriſſen wurde: „Sie wolle nicht mit einer Lüge aus der Welt ſcheiden, darum bekenne ſie, daß ſie ihn nie geliebt!“ Kurz, machte auch Krankheit Joſeph's Leben ein Ende, ſo muß man doch glauben, daß moraliſche Urſachen dieſe befördert, daß er nicht ohne innere Befriedigung das eigene Auslöſchen, die eigene Vernichtung an ſich beobachtet habe.

Das Monument Franz I.

Franz I., deſſen Monument in einem der Burghöfe aufgeſtellt worden iſt und ſo viel Widerſpruch gefunden hat, war eine weniger idealiſche als naive, vielleicht ſogar eine ironiſche Natur, wenigſtens iſt Das, was man von ihm weiß, kalt heiter, rückſichtslos witzig. Dem großen Künſtler Pompeo Marcheſi hätte ich mehr Enthuſiasmus für das bei ihm beſtellte Monument gewünſcht. Das iſt ein nacktes, aller Begeiſterung entbehrendes Kunſtwerk, ein Kunſtwerk, das die Nichtigkeit einer beſtellten Arbeit zeigt. Hier fehlt der Ernſt, der Nachdruck, der ſo nothwendige Schwung. Dieſe vier ſitzenden, ſich den Rücken zuwendenden Tugenden haben ſo wenig Imponirendes, wie die Kaiſergeſtalt

ſelbſt, die in der römiſchen Toga gar nicht in ihrem Eigenthum zu ſtecken ſcheint. Hübſch iſt die auf das Teſtament Franzens ſich beziehende Inſchrift: „Meine Liebe vermache ich meinen Unterthanen“. Im Allgemeinen ſcheinen mir jedoch die Oeſtreicher etwas von ihrem Enthuſiasmus für den verſtorbenen Kaiſer zurückgekommen zu ſein. Wenigſtens reflectirt jetzt dieſer Enthuſiasmus und das iſt immer kein gutes Zeichen.

Die Minoritenkirche.

Man führte mich in die Minoritenkirche, um mir das daſelbſt aufgeſtellte Rafael'ſche Moſaikbild nach Leonardo da Vinci zu zeigen. Eine doppelte Reihe hochaufgeſchoſſener Pfeiler erinnert an die alte Herrlichkeit dieſer jetzt italieniſchen Kirche. Auch die drei Eingangsthüren ſind vom reinſten Styl. Im Uebrigen iſt Alles umgebaut und hat einen Charakter gänzlicher Neuheit; ſelbſt das dem Leonardo nachgeahmte Bild, das ſchön und correct iſt. Es verſetzte mich lebhaft nach Mailand. Wie einſt dort, ſo ſtand ich wieder vor dieſem erhabenen Frescogemälde, vor dieſer höchſten Blüte der Kunſt; das milde Licht um des Erlöſers Antlitz, die göttliche Ergebung eines ſich dem Tode Weihenden, die Be-

trübniß der Jünger, der lauernde, hämiſche Blick des Verräthers — wie hat das Leonardo wiederzugeben, wie ſich in die Mitte dieſer Situation zu verſetzen gewußt! Der ganze Charakter dieſes Meiſterwerks iſt die Ruhe in der Vorahnung eines großen, tragiſchen Schickſals, iſt die ſanft wogende Bläue eines reinen Himmels, die verſtandene, die überwundene Natur. Wer von den Strahlen dieſes Bildes erreicht wird, dem wird das Herz aufthauen vor Wehmuth und Freude, der wird den Triumph der Religion theilen, der wird anbetend vor dem Mittler auf die Knie ſinken, dem wird die Erlöſung von der Sünde klar werden. Das iſt das Große an Chriſtus, daß er unſern innern Menſchen immer geiſtig und gefühlvoll angeregt erhält, daß er uns wach aus dem Schlummer der Trägheit rüttelt und uns zur Prüfung, zur Selbſtanſchauung zwingt. Das iſt auch die Idee dieſes Leonardo'ſchen Werkes, das Myſterium des Glaubens und die hiſtoriſche Thatſache zu vermitteln.

Wenn man den ganzen Tag in Wiens Kunſtſchätzen gelebt, in den Kirchen geſtaunt und ge-

tadelt, auf der Bibliothek Manuscripte, auf den Straßen Brunnen und Denkmäler gesehen hat, so thut ein Blick in das heitere Leben des Volksgartens sehr wohl. Man soll sich aber nicht unter diesem Namen einen Belustigungsort für die niederen Classen vorstellen. In diesem Volksgarten sind gar elegante wiener Damen, schelmische Gesichter unter zierlichen Hüten, gelbglacirte Handschuhträger mit wohlgestriegelten Bärten zu treffen. Die beiden Strauß, Vater und Sohn, spielen abwechselnd. Abwechselnd wird auch das Orchester mit bunten Lampen illuminirt, wird Eintrittsgeld entrichtet oder ein Feuerwerk gezeigt, in das sich der Wiener mit seinem Witz, mit der Dialektik seiner naiven Sprachausdrücke, mit seiner unverwüstlichen Heiterkeit mischt. Man muß gestehen, der Wiener ist heiter, selbst wenn er ernsthaft sein möchte; er hat eine gewisse gutmüthig romantische Anschauung der Dinge, ein Sichgehenlassen in den Formen, das, wenn es auch nicht immer zu billigen ist, doch liebenswürdig erscheint. Ich bin kein Enthusiast der östreichischen Nationa-

lität; ich bedauere, daß nicht mehr für die Erziehung durch Schulen und Unterricht gethan wird; ich finde den hier herrschenden katholischen Glauben zu einträchtig mit dem Aberglauben, mit geistiger Abhängigkeit, mit Elementen, die dem Aufschwung des Geistes und der Industrie hinderlich sind — aber ich muß zugeben, daß der Kern dieses Volkes, daß diese Menschen in ihrer Einfachheit, in ihrem Wohlwollen anziehend sind. Abends im Volksgarten bei einer vortrefflich gefertigten Portion Eis, bei Kaffee und Chocolade, angeregt durch die Tänze von Strauß oder Lanner, sehen die Wiener glücklich befriedigt aus. Da merkt man, daß das Studiren, das Metaphysiciren nicht eben ihre Sache, wohl aber der contemplative Genuß, das Sicheinwiegen in liebliche Gedankenlosigkeit ihr Element ist. Man fühlt sich angesteckt, verwachsen mit diesem Zustande, mit dieser herzerquickenden Naivetät; man vergißt das scharfgeschliffene Messer da draußen in der Welt, mit dem die Gehässigkeit, die nordisch-phantasielose Urtheilsfertigkeit uns unsere harmlosesten Freuden mitten durchschneidet; man

möchte sich wie die Wiener die öffentlichen Lustorte angenehm machen. Noch ist es tageshell, der reine Himmel leuchtet zum fernen Horizont hin in orangenfarbener Glut. Hier im Garten grünt und blüht es. Hier hinein sind nicht die Staubwolken der Glacis und Basteien gedrungen; hier jubeln die Kinder um bunte Lampengerüste und Fremde und Einheimische wandeln auf und ab oder sitzen malerisch gruppirt im Kreise. Die Frauen sind durchweg hübsch. Ihre hohen Gestalten, weniger als anderswo eingepreßt in die schreckliche Mode der Schnürleiber, sind plastisch. Die Gesichtsbildung ist edel; die Bewegungen sind leicht und graziös. Ihre Augen haben südlichen Glanz und der blutwarme weiße Teint ist so fein, daß man zwischen der Haut nicht selten das blaue Geäder entdeckt. Weniger als ihre Person haben mir ihre Moden gefallen. Es ist hier in Wien schon viel von der grellen Farbenliebhaberei des Südens, von der Sucht des Scheins, von dem Flitterglanz der falschen Größe zu finden. Nicht immer herrscht selbst in den höheren Ständen jener gereinigte, fast

idealiſche Geſchmack, jenes in ſich vollendet Einfache, jene dichteriſche Harmonie, mit denen uns die franzöſiſchen Frauen überraſchen. Aber Alles in Allem hat das Ganze einen faſt patriarchaliſchen Anſtrich, fern von dem raffinirten gleißneriſchen Weſen unſers Nordens, fern von jener ſchläfrigen Regelmäßigkeit und Verſtändigkeit, die ſo niederdrückend wirken. Die wiener Geſellſchaftsgruppen bieten Mannichfaltigkeit, Schönheit und Charakter. Ob ernſthaftes Reflectiren? Ob tiefeingehende Bildung? Ich kann mich nicht erwehren, zu denken, daß die londoner, die petersburger, die pariſer und berliner Salons den wienern ähneln müſſen. Dort wie hier dieſelben ſich ins Allgemeine verflachenden Geſpräche, eine abſolut egoiſtiſche Perſönlichkeit, keine wahre, lebendige, nur eine formelle, faſt hohle Conſequenz; Verſammlungen, die nur ſind, weil ſie gebräuchlich, die kein eigentlich poſitives Recht haben, die ſich in ihrem Scheinleben bewegen, weil die Geſellſchaft einmal ſo und nicht anders beſteht, die Blaſen, Nebel, Irrlichter ſind, Kälte in der Leidenſchaft, Langeweile im Genuß, ein Zerſtören

im Schaffen, einen Haufen voll Mittelmäßigkeit, ein Untergraben echter Begeisterung, ein Abtödten energischer Wahrheit. Doch zurück zum Volksgarten.

Der Volksgarten.

Gleich beim Eintreten ſteht rechts ein Tempel mit doriſcher Säulenordnung, der Canova's Meiſterwerk, den Sieg Theſeus' über den Centaur, umſchließt. Schon im Jahre 1805 begonnen, ward die wundervolle Gruppe erſt im Jahre 1819 vollendet. Sie mag genug Zeit, genug Arbeit und Anſtrengung gekoſtet haben, dieſe naturwahre, kräftig üppige Kämpfergeſtalt, die, vom edelſten Zorn beſeelt, den verwilderten Centaur, dieſen halbthieriſchen Menſchen, vor ſich nieder auf den Boden drückt. Theſeus iſt der ſchönheitvolle Held mit dem göttergleichen Nacken, den Titanenſchultern, mit dem ſchwungvollen Ausdruck leidenſchaftlicher Bewegtheit, die höchſte Blüte des Heidenthums, ein

Werk, das den Sieg des Erhabenen über das Gemeine darstellt. Diese Symbolik drückt sich auch in dem niedergeworfenen Körper des Centaurs, in dem vergeblichen Sichaufraffenwollen gegen diese Götterkraft, in diesem Erstickwerden durch die höchste geistige Entrüstung aus. Theseus ist gleichsam eine Verschmelzung antiker Kunst mit der weichen modernen Behandlung des Marmors. Canova verstand diese Aufgabe vortrefflich zu lösen. Nie hat wol der Stein eine so lebenathmende Pracht als unter seinem Meißel empfangen. Schade ist es, daß die Aufstellung der Gruppe der Art ist, daß man sie nicht von allen Seiten sehen, nicht rund um sie herumzugehen vermag. Sie ist etwas engherzig in das äußerste Ende des Tempels gedrängt und mit einer eisernen Balüstrade versehen. Was dieser Canova für ein Künstler war! Wenn man all' die schwellenden Adern und Muskeln, all' das Nervengewinde des jugendlichen Theseus betrachtet, so begreift man, daß er keine Bedeckung dulden, sondern völlig nackt die Keule schwingen, fest im tiefsten Selbstvertrauen, siegesgewiß dastehen

mußte. Da iſt wirklich ein Centrum der Kraft, eine vollkommene, ſich hoch aufſchwingende Idee! Da iſt auch Drang nach kernhaftem Stoffe, nach Friſche, ohne einſeitiges capricirtes Hinneigen zur Antike, eine geſchloſſene, faſt herbe Schönheit. An dem Werk fühlt man, daß die Bildhauerkunſt eine freie, von den verſchrobenen Formen des Geſchmacks völlig unabhängige Welt iſt. Sie könnte das Volk zurückführen zur wirklichen Schönheit. Thut ſie es? Gibt ſie nicht im Allgemeinen den Anblick von Wechſelbälgen? Und ihre Schweſter, die Malerei, wirft ſie ſich nicht in jetziger Zeit in eine nebelnde, ſüßduftende Frömmelei, in katholiſche Formen, in liebäugelnde Religionsanſchauungen, die nichts Würdiges, nichts Großes bringen?

Der Prater.

Ich habe vom Volksgarten gesprochen und will auch ein Wort vom „Sperl", von der „Walhalla" und dem „Wurstelprater" sagen. Der „Sperl" ist ein kleiner, wenig ansprechender Garten, in dem Abends getanzt, musicirt, geraucht und Bier getrunken wird; ein Local, in das der Fremde eindringen, das dem Höherstehenden aber der Schicklichkeit wegen verschlossen bleiben muß. Ich habe den „Sperl" nicht aus Prüderie, sondern zufällig menschenleer gesehen, ich kann also nicht von seinem Eindruck reden. Man erzählte mir, daß es da lustig hergehen, daß der Grundsatz des Aparten da herrschen soll. Man hält es nicht für nöthig, sich zu salben und mit wohlriechendem Wasser zu

beſprengen; man wirft die geſellſchaftlichen Zwangsjacken, den ſittlichen Ernſt von ſich und legt einmal das Bekenntniß ſeiner Nonchalance friſch und frei ab. Der „Sperl" iſt ein Garten ohne romantiſche Illuſion, ein Ort, wo nur gelacht, geſcherzt, wol auch getobt wird. Der ganze Plunder von herkömmlicher Sitte, von bürgerlicher Eitelkeit, von ariſtokratiſcher Gefallſucht geht hier auf im lodernden Strohfeuer des Frohſinns. Die „Walhalla" und andere ſind ähnliche Orte, wo Einer den Andern überſchreit, wo die geniale Blaſirtheit, die ironiſche Leerheit ſich gütlich thun und das Vergnügen ſich mit der Genußſucht zuſammenbindet, wo die Luſtigkeit ſtatt des Scherzes walten kann. Anders iſt das im „Wurſtelprater". In dieſem blüht die ganze Phantasmagorie der Volksvergnüglichkeiten, da ſind die Carouſſels, die Affenkomödien, die Polichinelkaſten, da ſind auch die Rieſenknödeln, die Bratwürſte, das Juchhe und die hoch in die Luft ſich ſchwenkenden Mützen.

Der „Wurſtelprater", der mit dem faſhionablen Prater zuſammenhängt, hat eine unmittelbar hei-

tere Gestalt, eine lachende, wohlthuende Physiognomie, hat einen derben Fluch auf den Lippen, und in der Hand das schäumende, überfließende Bier. Hier bewegen sich die wiener Blousenmänner, die Proletarier, die Unumwundenheit, der phrasenlos-natürliche Volkston; hier wogt eine Masse, die sinnliches Behagen für Schadloshaltung der schweißbedeckten Arbeitsanstrengung hält. Diese ganze bunte Menschenflut glänzt und blitzt in einer so herzlichen Fröhlichkeit, sie hat so sehr die epikuräische Anschauung inne, sie wandelt mit so schlanken, behenden Füßen über die Wiesenteppiche oder macht wol auch einmal ein neckisches Salto mortale, daß mir vor ihr recht wohl geworden ist.

Gegen diesen „Wurstelprater" genommen ist der aristokratische Prater sehr langweilig und öde, ein wahrer Anstandscodex voll gradgezogener Alleen, leer in dieser Jahreszeit, wo die Reiter und Karossen, der Luxus, dieses die Seele aufzehrende Getreibe, einen andern Weg genommen haben. Ungeheure Bäume, umwuchert von Moos, Waldpartien, Wiesengrund, ein plätscherndes Quell-

chen, weidendes Vieh, gezähmtes Wild, man kann das Alles in diesem Prater sehr schön finden. Nur ist er menschenleer; ein Ort, der seine Anbeter verloren hat. Der Abend war wieder unsagbar herrlich. Das purpurrothe Feuer der Sonne umspielte die grünemaillirten Blätter der Bäume; die Lichtwirkungen zeigten sich seltsam, wunderbar durchsichtig, voll Nebeldünste, aus denen hie und da das Wasser schimmernd hindurchblitzte oder ein Kirchthurm grau und mächtig emporschoß.

Es ist Manches für Wien in neuester Zeit geschehen. Ganze Straßen sind entstanden, Märkte und Paläste umgeformt, die Thore neugeschaffen worden. Sonderbar ist es, wie sehr das Leben in den Vorstädten mit dem in der Stadt contrastirt. Man sollte denken, daß diese Vorstädte unabhängig, gleich Provinzen, ein regeres Dasein als Wien entfalteten, als wenn es sich in diesen breiten Straßen freier als in der Residenz athmen ließe. Wenigstens haben sie Blicke in die Ferne, auf den Kahlenberg, auf die Donau; haben breite, helle Straßen, ein der Industrie und dem

Handel geweihtes Leben, haben auch weitläufige Gärten und Villen, worunter die des Fürsten Metternich in der Landstraße am Rennweg obenan steht.

Die Villa Metternich.

Dieſe iſt ganz in der Art der italieniſchen gebaut. Ueber dem Eingang lieſt man die Inſchrift: «Villa Metternich.» Reiche Gruppen von Bäumen und Blumen, beſonders eine Maſſe weißer Roſen, die aus einer Vaſe quillen und ſich in Guirlanden ſchlingen, ſchmücken den grünen Raſenplatz vor dem lauſchig gelegenen Landhauſe. Rechts iſt der Salon der Fürſtin, in dem ſich zwiſchen Blumen, Bildern, Säulen, Möbeln, Portièren, kurz Allem, was der Geſchmack des Tages fodert, ihr Leben am Morgen abſpinnt. Die Empfangszimmer ſind links. Wenn man bei dem ſeitwärts gelegenen Portale ausſteigt, ſo tritt der Fuß auf die Moſaikinſchrift: «Salve», und von da in ein herrlich mit Malachitvaſen aus-

ſtaffirtes Vorzimmer. Links iſt ein weißer Saal mit einem einzigen Fenſter auf der einen und Glasthüren auf der andern Seite, mit Schlinggewächſen und Blicken in das Grüne, und rechts geht man durch ein Gemach in eine von Marmorſtatuen prangende Halle, wo das Licht von oben hereinfällt. Dieſe Halle enthält Kunſtwerke von Canova, von Thorwaldſen, von Rauch, Tenerani und Andern. Sie ſind ſinnig aufgeſtellt und zeugen von der kenntnißvollen Einſicht des fürſtlichen Eigenthümers. Was mir überaus wohlgefiel, war die Vermeidung der Malerei, die ſich in anderen Sammlungen ſo leicht mit der Sculptur vermiſcht, war Ruhe und Einfachheit der Aufſtellung, die angenehm einwirkt. Da ſteht unter vielen herrlichen Statuen die Canova'ſche Venus, dieſes lebensvolle, liebebeſeelte Weib, das ſich myſtiſch in das ſie leicht umwallende Tuch hüllt, die üppigen Formen nur errathen, nicht ſehen laſſend. Sie ſcheint dem Bade entſtiegen und horcht ſcheu auf, ob Tritte ſich nahen. Neben ihr ruhen Amor und Pſyche von Tenerani in ſtürmiſcher Umarmung. Die holdſelige

Psyche hat das träumerische Haupt mit halbgeschlossenen Augen rückwärts, den Kuß des Geliebten zu empfangen, gesenkt. Der Leib ist hingesunken. Amor beugt sich mit ausgebreiteten Flügeln über sie; er hat die ganze flatternde Lust des Götterſohnes, die langgestreckten Glieder, die Glorie der Schönheit, eine kühne Erscheinung voll reinster Naturwahrheit und so weich und mild, daß die Kunst der Darstellung hier einen großen Triumph feiert.

Der Eßsaal stößt an diese Halle und diese bildet wieder den Mittelpunkt reichverzierter Gemächer in viereckter und länglicher Gestalt. Der Fürst hat sich ein Landleben inmitten der Stadt und dem Gewirre der Geschäfte, ein Haus geschaffen, in dem er mit der Fürstin in herzerquickender Stille lebt. Selbst die Kinder und die Dienerschaft bewohnen nicht dieses, sondern ein angrenzendes Gebäude. Alles athmet ländliche Einsamkeit; der Ton, die Farbe, der Duft ist einfach, aber in dieser Einfachheit glänzt die Behaglichkeit, dieser echte, rechte Luxus, in dem die Gedanken und Pläne zarte Fäden spinnen können.

Ich aß gerade beim Fürſten Staatskanzler, als die gräßliche Mordtragödie des Praslin'ſchen Ehepaars verhandelt und von den Anweſenden vielfach beſprochen wurde. Abwechſelnd mit dem Fürſten las die Fürſtin, deren Antlitz nach den reizenden Kunſtwerken der eben beſchriebenen Halle gebildet zu ſein ſcheint, die darüber aus Paris friſch eingelaufenen Nachrichten laut vor. Es wurde viel discutirt, viel anatomiſirt. Immer bleibt dieſe That eines jener Myſterien, die tief in dem unenträthſelten Innern des Menſchen ruhen. Man nannte den Herzog von Praslin mit Recht ein Ungeheuer. Man bedauerte, daß er ſich jetzt der blutigen Strafe entzogen und ein Leben geendet habe, das dem rächenden Geſetze verfallen ſein ſollte. Man ſprang über von dieſer einzelnen Erſcheinung auf die ſo natürliche Bewegung im Volk, die täglich ſeines Gleichen auf den Richtplatz gutwillig führen läßt und hier um die Genugthuung, ohne Unterſchied des Standes einen Pair und Herzog unter der Guillotine fallen zu ſehen, betrogen ward. Wie bedauerlich dies nun auch iſt, ſo muß ich geſtehen, wenn ich meine

Meinung ohne Furcht vor Misverständniß ſagen darf, daß der Herzog von Praslin gewiß mehr phyſiſch und moraliſch durch ſeine Vergiftung und die tief in ſich verſteckten, nicht ausgeſprochenen Erinnerungen als durch einen ihm gemachten Proceß und richterlichen Ausſpruch gelitten hat. Man tadelt ſo oft die Erfindungen der Dichter als übertrieben; man nennt dieſe Schilderung unwahr, jene ſentimental; man hält Dieſes und Jenes für emphatiſch, man zieht mit Kritiken und Satyren zu Felde, bis plötzlich der große Poet, der Weltſchöpfer, uns ein furchtbares Ereigniß, eine gleichſam von ihm gedichtete Allegorie zur Entzifferung hinwirft. Wir ſtehen ſtaunend davor. Wir legen ihr mehr als einen Sinn, mehr als eine Bedeutung unter. Wir taſten an dem Wendekreiſe, der eine ſolche Kataſtrophe herbeiführen konnte. Wir entſetzen uns vor dem Abgrund zu unſeren Füßen, vor den Dämonen des menſchlichen Herzens und vor der Nemeſis, die zerſtörend darüber hinwegſtürmt. So zu lieben und ſo zu ſterben, ſo verbunden und ſo getrennt zu ſein — es iſt eine ſo erſchüt-

ternde Begebenheit, eine so schreiende Thatsache, daß es wol erlaubt ist, darüber ein Wort aus der innersten Erfahrung, ein warnendes Wort zu sagen.

Die Actenstücke dieses unseligen Ereignisses liegen vor uns. Wer sich die Mühe gibt, hier zwischen den Zeilen zu lesen, kann Vieles entdecken. Er sieht in eine wild dahineilende Weiblichkeit, in eine nie rastende Unruhe, in ein Gemüth, das die Fehler seiner Eigenschaften hat. Die Herzogin schildert sich selbst in ihren Briefen an den Herzog, in ihren «Impressions», wie sie den tagebuchartigen Bericht ihres Lebens nennt. Sie spricht von ihrer Trägheit; sie klagt sich an, für den Mann mehr als für die Kinder zu fühlen; sie entsagt ihrer mütterlichen Autorität, weil sie zugibt, daß sie nicht für die Erziehung, nicht für dieses ernsteste aller Geschäfte gemacht sei. Sie glaubt, daß dieser Act dem Herzog ein frischer Beweis ihrer Liebe sein muß; sie stützt sich sogar auf ihre Unterwerfung als auf ein neues Recht. Sie, die dieses nothwendige Opfer ihrem Charakter bringt,

ſie will den Lohn dafür in der erhöhten, liebevollen Anerkennung des Gatten, in einer Entflammung von Gefühlen, die die Zeit, die die Umſtände unmöglich machen. Sie lebt ſo hin, ſchwankend, leidend, ſchreiend, duldend; immer auf ein Morgen hoffend, das das Heute wieder gut mache, immer neue Anläufe wagend, immer zurück auf die martervolle Wahrheit, auf die Ueberzeugung geführt, daß ſie, die die Liebe ihres Gatten für unwandelbar gehalten, dieſe abſterben und verdorren ſieht. Das Verbrechen ſchleicht heran. Es erreicht ſie, als ſie eben angefangen hat, ſich zu beruhigen, als ſie wenige Wochen vor ihrem Tode in ihr Tagebuch ſchreibt: «Je ne puis me rendre compte de ce qui m'avait inspiré cet amour si passionné. Ce n'est plus le même homme; comme il s'est éteint l'esprit, rétréci le coeur! Rien ne l'anime, rien ne l'intéresse. Tout est galvanisé.» Dieſe von ihr geſchilderte Ruhe, dieſe ſchmerzliche Enttäuſchung über ein Weſen, dem ſie die edelſten Motive für die unedelſten Thaten zuſchrieb, iſt der Vorläufer des entſetzenvollen Ereigniſſes. Sie iſt

in Paris am Abend der verhängnißreichen Nacht angelangt. Die Deluzy hat das Haus verlaſſen. Mit dieſer ihrer Entfernung hat die Herzogin den Sieg für ihr trotzendes Recht — trotzig erlangt. Es ſind Drohungen auf Scheidung vorhergegangen. Sie iſt allein in demſelben Zimmer, in dem der Herzog mit ihr funfzehn Jahre gewohnt hatte, auf der Stelle, wo zehn Kinder geboren wurden. Die Lampe brennt düſter. Wie iſt Alles anders wie vor ſechs Jahren, wie fühlt ſie ſich einſam! Da tritt der Herzog unvermuthet ein. Sie hebt den Kopf empor; ſie traut ihren Augen kaum. Er hier, er in dieſem von ihm gemiedenen Zimmer, er ſie ſuchend?.... Sie hat in dieſem Augenblick Alles vergeſſen, die langen Beleidigungen, die weinenden Schmerzen, die blutigen, nimmer raſtenden Kämpfe. Sie jubelt ihm entgegen und er kommt — ſie um eine Ehrenerklärung für die Deluzy zu bitten. Immer dieſer Name, dieſe Perſon, die ſich zwiſchen die Herzogin und den Gatten ſtellt, immer das Phantom einer Rivalin! Die Herzogin entwindet ſich ſeiner vielleicht zärtlichen An-

ſprache. Das, was ihr eben noch Wonne war, wird ihr zum Entſetzen. Sie ſagt Nein! und wieder Nein! und immer wieder Nein! Sie will nicht lügen, nicht ſchreiben, ſie will keine Ehrenerklärung geben. Der Kampf entſpinnt ſich. Erſt leiſe, dann aufſchwellend, dann drohend. Die Herzogin widerſteht. Da zieht der Herzog ein Meſſer... Die Herzogin proteſtirt noch einmal und der in ſeinem Hochmuthe bis zur Wuth gereizte Mann hält ſich nicht mehr, er ſtößt zu. Das Opfer ſchreit. Noch ein Stoß und, wie das Blut ſtrömt, wie das Geſchrei ſich verdoppelt, noch eine Wunde, hier, dort, im Nacken, im Geſicht, auf den Kopf, überall, wo das Leben pulſirt, bis es aus dreißig Wunden blutet und verſiegt. Die Domeſtiken erſcheinen. Der Mörder beſinnt ſich auf den ungeheuern Augenblick. „Lebt ſie? Spricht ſie?“ fragt er. Aber die Herzogin hat ausgelitten und nun ruft er ermuthigt: „Wer that das?“ Die Domeſtiken ſchweigen. Jeder von ihnen weiß, daß der Herzog der Mörder iſt. Die Behörde ſchreitet ein und als dieſe die Localität beſichtigt, den

Herzog ins Auge gefaßt hat, ruft sie mit entsetzlicher Wahrheit: „Sie sind der Mörder Ihrer Frau!“ Der Verbrecher antwortet nicht; er bedeckt sein Gesicht mit den Händen und nimmt Gift.

Was ist nun das Motiv dieser That gewesen, einer That, die um so schauerlicher ist, als der Herzog uns als ein gebildeter Mann dargestellt wird, als Ehrencavalier der Herzogin von Orleans, als der zärtliche Vater seiner Kinder, deren Erziehung er mit begeistertem Ernst betreibt? Kann man eine absolute Schlechtigkeit bei ihm annehmen? Muß man sich dieses Gemüth durch und durch entartet, diesen Verstand durch und durch verwirrt denken? Oder darf man glauben, daß hier irgend ein Umstand, irgend ein Grund obwaltete, der den Herzog zum Wahnsinn brachte? Ich will nicht zögern, so viel Widerspruch es hervorbringen mag, meine Ansicht darzulegen; ich will mich nicht scheuen, die Ueberzeugung auszusprechen, die Ermordung der Herzogin ward durch das Uebermaß ihrer Liebe herbeigeführt. Es ist traurig, wie

das Zuviel, welches uns in der Liebe immer noch als zu wenig vorschwebt, und die Frauen zu heroischen Thaten, zu der größten Selbstverläugnung, zu der Verklärung ihres Wesens treibt, Schaudervolles gebären und nicht allein zur crassesten Undankbarkeit, sondern zum wahnsinnigen Mord führen kann. Und doch muß ich sagen: das Uebermaß ist die Klippe der Frauen, ist ihr Martyrthum, ihre Strafe, ihre Hölle. Wehe der Gattin, welche Briefe wie die vorliegenden schreiben, sich so ganz verrathen, so ganz hingeben kann. Das männliche Herz ist schwer zu ergründen, aber sein hervorstechender Zug ist Drang nach Freiheit, also Egoismus, also Vereinzelung. Für den Mann ist die Liebe der Moment der Ruhe, des Genusses; nur der Moment. Schlingt euch noch so leise und leicht wie Epheu um den männlichen Stamm — seid luftig und duftig wie eine Orchidea, rankt euch noch so unsichtbar um seine Hoffnungen, um seine Pulsschläge.... ihr werdet auf die Länge eine Last, ein Hinderniß, der Gegenstand des Hasses und der Zerstörung sein. Woher diese Grausamkeit? Daher,

daß bei dem Manne der Wunsch nach Freiheit mit dem nach Liebe kämpft, daß er allein sein will, allein in der Einsamkeit, wo die Gedanken sich bilden, wo die Thaten wachsen, weil er ein sich Hineinmischen in seine Persönlichkeit nicht duldet, weil er nicht für die Ehe, sondern für die Welt, nicht für die Liebe, sondern für den Egoismus geschaffen wurde. Darnach sollten wir Frauen das Bedürfen in der Liebe beurtheilen; darnach uns richten, wenn unsere Sehnsucht uns weit über die männliche Grenze hinauszieht. Wenn eine Frau liebt, so gleicht sie einem Baume, der ewig Früchte gibt. Immer reicht und sättigt sie. Aber das Begehren im Manne ist augenblicklich, ist nicht im Verhältniß zum Liebebedürfen der Frau.

Der Herzog von Praslin war kaum zwanzig Jahre, als er heirathete. Damals als er sich mit Fanny Sebastiani verband, gehörten ihr jene süßen Traumphantasien, jene Fülle von Liebe und Hingebung, welche die Jugend besitzt. Damals liebte er sie, lebte und webte er nur für sie. Vielleicht, wäre sie später verständig gewesen, er hätte

fortgefahren, ihr der zärtlichſte, der beſte Freund zu ſein. Allein die Herzogin war einerſeits eine leidenſchaftliche und anderſeits eine träge Natur. An ſie traten der Ernſt des Lebens, die Pflichten der Hausfrau und der Mutter, lange nicht mahnend genug heran. Sie wollte immer die Geliebte, immer die tändelnd Geſuchte, immer die einzig Bewunderte ſein. Und die Kinder wuchſen heran und jedes Jahr brachte ein neues Wochenbett, neue körperliche Ermüdungen. Indeß war der Herzog Mann geworden! Das, was die Jugend angeſetzt hatte, wollte ſich ausbreiten. Es trieb ihn aus dem Boudoir der Herzogin, der er funfzehn Jahre gleichſam gedient und geopfert hatte, hinaus in die Welt. Philoſophen behaupten, daß der Menſch alle ſieben Jahre eine neue Seele bekomme. Der Herzog, iſt dies der Fall, hatte zweimal dieſe Kriſis zu Gunſten ſeiner Frau überſtanden. Aber die dritte traf ihn wie einen ſich in Banden Fühlenden, wie einen unter der Laſt der Ehe Keuchenden, der nun dieſes aufreibende Verhältniß, dieſes beſtändige Beieinanderſein, dieſes ihn Behorchen,

wenn auch in Gestalt der Liebe, nicht mehr ertragen konnte. Seine innersten Freiheitsnerven empörten sich. Die Luft war dumpf geworden. Zuerst emancipirte er sich von jenem Zimmer, in dem er funfzehn Jahre seines Lebens unabläſſig geathmet hatte, dann emancipirte er sich vom Hause. Die Herzogin klagte. Sie fühlte sich beleidigt, beeinträchtigt. Sie schrieb und sprach viel von ihren Rechten; sie drang auf die Rückkehr in ihr Zimmer, auf die äußerlichen Beweise von ehelicher Liebe, sie sprach von ihrer Entbehrung und ihrer Sehnsucht. Ja es geschah ihr, in des Herzogs Kabinet zu dringen, wenn er allein sein wollte, und die Folge davon war, daß er ihr den Zutritt zu sich versagte, daß er, als sie unabläſſig bat, unabläſſig klagte, unabläſſig drohte, ihr bei Gelegenheit des Todes seines Vaters, wo er das Schloß Praslin erbte, sagte: „Da wenigstens wirst Du nie zu Hause sein!“ Welch eine Fülle von Bitterkeit, von angehendem, immer wachsendem Haſſe, welche Demüthigung und Entwürdigung! Was that nun nach allen diesen herzzerreißenden Ereigniſſen die

Herzogin? Hüllte sie sich in die eigentliche Tugend des Weibes, in die Würde der Mutter und Hausfrau? Erfüllte sie ihre Pflichten? War sie ernst thätig? Zwang sie den Herzog zur Achtung? Duldete und schwieg sie? Warf sie sich auf die Erziehung der Kinder, auf ernste, nachhaltige Beschäftigung? Sagte sie sich: Funfzehn Jahre hat er dich treu geliebt; jetzt, wo du verblüht bist, jetzt strebe, daß er in dir seinen Namen, seine Kinder, sich selbst ehrt. Sei ihm nicht mehr die Geliebte, sondern die verständige, die zuverlässige, die nachsichtige Freundin. Sei ihm ein Waffengefährte, ein großherziges Weib, vor dem er sich beugt — sagte sie sich das? Die Arme rang die Hände, sie war in Verzweiflung, sie schrieb Briefe über Briefe, behorchte und bewachte ihn, fragte: „Wohin gingst du gestern Abend?" Sie schmähte und beleidigte die Deluzy und diese, die sie ohne Takt, ohne Zartgefühl, eine Intrigantin schalt, der sie Scenen machte, diese war es doch, die den Herzog mit geistiger Superiorität von den vielleicht lockenden Orgien seiner Freunde zurück zu

den Kindern, in das Studirzimmer führte, die ihn häuslich und väterlich machte!

Ich will hier nicht die Partie dieser Gouvernante nehmen. Ich will nicht sagen, daß sie nicht ein schweres Unrecht in diesem Hause beging; ich will nur andeuten, daß die Herzogin immer mehr ihren eignen Frieden untergrub, den Mann immer mehr reizte, jeden Tag einen Ast vom Stamme ihrer Stellung in das Feuer der Leidenschaftlichkeit und der Rücksichtslosigkeit warf; jede Stunde und Minute den Abgrund tiefer grub, jede Secunde sich ein Stück mehr von seiner Achtung und ihrer Würde rauben ließ. Ich will glauben, daß eine Geliebte, die den Mann ihres Herzens so hartnäckig verfolgt, so fest umstrickt, daß die endlich doch den Sieg über seinen Egoismus erringt, endlich doch von ihm anerkannt wird, aber — ich sage es noch einmal, wehe der Gattin, die diesen Weg einschlägt, wehe der Mutter, die ihre Kinder für den Mann vernachlässigen und diesen mit sinnlicher Liebe zu quälen vermag! Er wird, hingerissen vom Augenblick, vom Taumel der ihn um-

fangenden Arme berauscht, vielleicht momentan nachgeben, vielleicht die verfeinerte, aber immer sündhafte Lüge begehen, bei den Umarmungen der ihn bethörenden Gattin an andere Umarmungen zu denken, wie das uns Goethe in den Wahlverwandtschaften so treffend und so schmerzlich schildert — aber erwacht und zu sich gekommen, wird er die Gattin erst verachten, dann sie hassen; auf sie die Verantwortlichkeit seines innern Zwiespalts werfen ihr nicht mehr vergeben, daß sie ihn zur Sünde verleitet hat. Denn Sünde in meinen Augen ist synonym mit Lüge, ist die Schwäche, um des „lieben Friedens willen" sich selbst zu verläugnen. Das ist auch das zersetzende, zerreibende Princip der Ehe, daß sie, sind beide Theile nicht wahrhaftig, zur Verstellung oder zum Kriege verdammt, daß sie die Selbstachtung untergräbt, daß sie, einmal aus den idealen Formen der Offenheit herausgerissen, herunter-, nie hinaufzieht. Wie manche hohe Persönlichkeit ging auf diesem Wege unter! Wie klein sehen wir Männer, die ohne die Ehe groß gewesen wären!

Ich gestehe, daß mir die Briefe und Bekenntnisse der Herzogin unheimlich sind. Ueberall sehe ich Phrasensucht, überall begegne ich einem nichtsnutzigen Bedürfniß zur Schwärmerei; nach zwanzigjähriger Ehe ein sich bei den Haaren Herbeischleppen, ein Jammern nach leidenschaftlicher Liebe, das die Natur des Mannes, je lauter es ist, desto heftiger von sich stößt. Ich versetze mich in die Lage des Herzogs; ich schreibe im Geiste zu meiner Belehrung Antworten auf die Briefe der Herzogin, ich stelle ihr ihren Wahnsinn vor, ich schildere ihr die entsetzensvolle Lage eines Ehemannes, der nicht mehr lieben kann und der doch lieben soll, die spannende Stellung vor der Welt, diese Berührungen der Kinder, diese Stimmungen und Verstimmungen, dieses Auflösen der Nerven, dieses Aechzen nach Luft..... ich stelle ihr das Alles vor, bis ich zu der Mordthat komme.... dann freilich stumpft sich jede Sympathie für den Herzog ab und ich werde in ein Chaos von Schauder, von Widerwillen, von Entsetzen über die menschliche und männliche Natur geworfen. Vielleicht be-

mächtigt sich einmal ein geschickter Seelenanatom dieses wichtigen Stoffes und läßt uns aus diesen Vorgängen eine furchtbar ernste Lehre ziehen. Jedenfalls ist es damit nicht abgethan, wenn der procureur général du Roi den versammelten Pairs sagt: «La duchesse de Praslin a été assassinée par son mari, à qui elle avait donné dix enfants, à qui elle avait apporté avec tous les dons de la nature, ceux de l'esprit le plus cultivé, de l'âme la plus élevée, du coeur le plus aimant.» Und weiter unten fortfährt: «Il m'a semblé que la meilleure manière de vous faire entrer dans le fond des pensées, serait de mettre sous vos yeux une partie des lettres écrites par Mme. de Praslin à celui même qui était si indigne de les recevoir, reste si précieux des émanations d'une des plus belles âmes que Dieu ait créées pour l'honneur de tous les temps et de tous les âges.» Welche Phrasen! Vielmehr stellt sich das dringende Bedürfniß heraus, eine andere Lösung für so herzzerreißende Zerwürfnisse in der Ehe als die blutige zu finden, stellt sich die Noth-

wendigkeit einer ernsten, sittlichen Grundlage im männlichen wie im weiblichen Leben dar. Das, was die französische Presse von der Verderbtheit, von der Leichtfertigkeit und Unmoralität der höheren Stände sagt, ist nur zu wahr. Wahr, daß eine Literatur wie die der «Mystères de Paris» die Phantasie der Zeit vergiftet hat. Aufstehen solltet ihr allesammt, ihr Förderer der Wahrheit, ihr Philanthropen und Philosophen, ihr Staatsmänner und Schriftsteller, die ihr für die Freiheit, für das Wohl der Menschheit kämpft, solltet die Schulen überwachen, den Jünglingen edle Beispiele, den Mädchen ernsteres Wissen geben, solltet die mangelhaften Gesetze in befriedigende umschmelzen, solltet nicht die Lüge der Ehe einzwängen in die Unmöglichkeit der Trennung. Unsere Gebräuche sind Protestationen gegen die Natur. Hat die Natur kein Recht? Eben, weil sie zurückgewiesen wird, eben deshalb tritt sie zuweilen so furchtbar gebieterisch auf. Sie muß grade, weil sie ihr nur das handbreite Terrain der kleinsten Erdscholle anweist, appelliren, muß sich frei machen, muß lösen, was nicht Gott, nein,

was die Menſchen ſchufen. Zurück aber in die Gegenwart, zu heitern, edlern Eindrücken! Da iſt die Ambraſiſche Sammlung, die ich am Morgen geſehen hatte.

Die Ambrasische Sammlung.

Diese war ursprünglich Eigenthum des Erzherzogs Ferdinand, desselben, der die schöne Philippine Welser heirathete und in stiller Zurückgezogenheit mit ihr auf dem Schlosse Ambras bei Innsbruck bis zum Tode seines Vaters lebte, wo dann für ihn eine glänzende Periode, die Periode der Anerkennung und des Kunstsinnes eintrat. Ferdinand liebte die Kunst, besonders da, wo sie die kriegerischen Erinnerungen ansprach. Daher die theilweise sehr kostbaren Rüstungen, die wichtigen Handschriften, die Portraits berühmter Menschen, die Bücher, Kupfer- und Holzstiche, die geschnittenen Steine und andere Gegenstände. Diese Sammlung ist erst seit dem Jahre 1816 in Wien aufgestellt.

Früher auf Ambras bei Innsbruck habe ich das arme Schloß kahl und von all' dieſem koſtbaren Schmuck entblößt, wie eine Beraubte, recht traurig und trübſelig gefunden: Gleich beim Eintreten ſteht die gigantiſche Rüſtung des in Eiſen gehüllten Dieners des Erzherzogs, ein Bauer aus Trient, der neun Fuß maß. Dann zeigen ſich zu Pferd aufgeſtellte Harniſche, welche Ferdinand ſelbſt getragen hat, eine herrlich getriebene ſchwarze Leibrüſtung, die verſchiedenen Waffen berühmter Männer, ſehr zierlich aufeinandergeſchichtet, unter andern Franz I., Königs von Frankreich Harniſch in Bruchſtücken, der Hirſchfänger von Friedrich mit der leeren Taſche u. ſ. w.

Die zweite Rüſtkammer enthält die Rüſtung des Kaiſers Maximilian I. von der Zeit, wo er ſtatt zu beten noch kämpfte, ſeine Armbruſt, die ich mir in ihren rieſigen Dimenſionen gern anſah, und manches andere Bemerkenswerthe. In der dritten Rüſtkammer prangt die herrlich getriebene Rüſtung des Erzherzogs und die aus Eiſen gefertigte, ſehr ſchöne des Alexander Farneſe, Herzogs von Parma.

Wie mückenhaft man ſich neben dieſen in Eiſen gehüllten Coloſſen vorkommt! Wie man ſich hinweg aus der dünnen Gegenwart in dieſe derbe Vergangenheit verſetzt! Wie man in das hier aufgehängte Oelbildniß von Rudolph von Habsburg blickt und über die ganze in Reih' und Glied ſtehende Dynaſtie nachſinnt! Das träumeriſche Ausſpinnen dieſer Gedanken hilft mir über die Langeweile, die mir einer der herumführenden Invaliden verurſacht. Ich glaube mich im Schloſſe Ambras an einem Fenſter, das in die grüne Alpenpracht hinausgeht. Ich höre das Glöckchen der Schloßkapelle, das Stampfen der Streitroſſe, die lachende Luſt der ſich unterhaltenden Kriegsknechte. Da bricht ein Geharniſchter durch die Reihen; es iſt Ferdinand, Philippinens Gatte. Wie gut ihm der Helm, die ſchwarze Rüſtung ſteht! Wie männlich vertrauensvoll er hinaus in die erhabene, mit anmuthigen Abwechſelungen ausgeſtattete Natur blickt! Nun erſcheint auch Philippine, die lieblich ſchöne Augsburgerin, die die zarteſten Seiten dieſes Gemüths berührt. Sie iſt ſittig und ernſt, mit einer ſtark

ausgeprägten Physiognomie und einer fast marmorweißen Hautfärbung, das blonde Haar lieblich in Flechten geordnet, den Kopf vorwärts in Liebe und Unterwürfigkeit gegen ihren Herrn gebeugt.... Mein Führer entriß mich meinen Phantasien und führte mich vor Schränke, in denen der zoologische und mineralogische Theil der Sammlung aufgestellt ist, vor Thongefäße zu häuslichem Gebrauch, zu Bildwerken aus Stein geformt und endlich zu geschnitzten Gegenständen, unter denen der Raub der Sabinerinnen aus Cedernholz und eine Amazonenschlacht von Alexander Colin mich sehr interessirten. Colin wußte einfach künstlerisch die bewegtesten Stoffe zu behandeln, die Belebtheit neben der plastischen Ruhe darzustellen! Dies hat er besonders am Innsbrucker Mausoleum des Kaisers Max, das er so sinnvoll gefertigt, so unermüdlich ausgearbeitet hat, kund gethan.

Das Belvedere.

Ich verſtehe nichts von den ägyptiſchen Alterthümern, die neben der Ambraſiſchen Sammlung aufgeſtellt ſind, nichts von den Mumien, um welche Neugierige ſich ſcharen und die mir etwas Grauenhaftes haben. Deſto überraſchter war ich durch das Belvedere, das ich mir gar nicht ſo reich und wohlgeordnet vorgeſtellt hatte. Zuerſt iſt das Gebäude an und für ſich ſchon impoſant. Dies im italieniſchen Bauſtyl ausgeführte Luſtſchloß beſteht aus zwei Stockwerken und zwei Flügeln. An der ſüdlichen Seite iſt der reich mit Stuckarbeit verſehene Eingang und die ſchöne Doppeltreppe, die hinauf in das erſte Stockwerk führt. Von dort tritt man in hohe, wahrhaft kaiſerliche Gemächer,

in denen ſyſtematiſch vertheilt die venetianiſche, die römiſche, die florentiniſche, die bologneſiſche, die neapolitaniſche und links die niederländiſche und holländiſche Schule aufgeſtellt ſind. Im Belvedere iſt es ſelbſt für Den, der keine Gemälde liebt, herrlich. Denn man kann ſtatt auf die Leinwand zu blicken in den Garten gehen, wo es ſo traulich im Sonnenſchein zwiſchen den Alleen ſich wandeln oder neben dem kryſtallenen Teiche ruhen läßt.

Ehe ich in die Galerie trat, habe ich einen langen Blick auf Maria Thereſia, auf dies ſchöne edle Frauenantlitz geworfen, das hier im Marmorſaal friedlich von der Wand herablächelt. Ich habe ſie mir in die Seele geprägt, dieſe Züge einer denkenden Kaiſerin. Wenn ich um mich ſchaue, ſo erkenne ich, daß die meiſten Menſchen nicht da ſtehen, wo ſie ſtehen ſollten. Kaiſer und Könige, Staatsmänner, Dichter, Erzieher, Philoſophen, ſie ſind kaum am Rande der Stelle, auf der ſie in der Mitte ſein ſollten. Alles in dieſer Welt iſt ſo wunderlich durcheinandergemiſcht, daß man nicht weiß, ob das der Zufall oder der Wil-

len eines Einzigen that. Aber bei Maria Thereſia muß man geſtehen: die Frau war an ihrem Platze. Die war dazu berufen, den gehaltenen Ernſt, die Würde und den Adel der Herrſcherin zu vertreten; ihr war das lebendige Eingreifen in den Staat, die Erkenntniß der Wahrheit geſtattet. Die hat einmal gethan, was ſie ſollte; gewollt, was ſie für Recht erkannte. An der Erſcheinung erquickt man ſich, die gibt fromme, feſte, ſtill hinüber- und herüberziehende Gedanken. Mit dem Eindruck betrete ich die Zimmer rechts. Gleich das zweite Bild von Giacomo Palma, das Chriſtus vom Kreuze abgenommen und von den Seinigen beweint darſtellt, iſt eins von denen, die man nicht wieder vergißt. Wenn ich von Poeſie höre, von reiner Geſinnung, von kräftiger Ueberzeugung, von großen Gedanken, von unverbrüchlicher Liebe, muß ich an Jeſus denken, an dieſen göttlichen Moment der Weltgeſchichte, in dem Kirche, Kunſt, Wiſſenſchaft, alle Pulsadern höchſter Geiſtesthätigkeit zuſammenfloſſen im aufflammenden Chriſtenthum. Wenn ich mir einen rührenden, erhebenden Tod aus-

male, einen Tod, der die Gnade Gottes leibhaftig macht, ſo denke ich wieder an Jeſus. Dieſer liegt, gemalt von Palma, in bebende Schauer des Geſtorbenſeins gehüllt, das Auge gebrochen, die himmliſche Weichheit des Antlitzes von Schmerzen umwölkt, ermüdet, aber doch tröſtend, doch beſtätigend, was er vorausgeſagt hatte und was nun eingetroffen war. Weiterhin in demſelben Zimmer hängt eine liebliche Verkündigung Veroneſe's, ein zukunftathmendes, heiter anſprechendes Gemälde mit einer jungfräulichen Maria, die dem Erzengel Gabriel nichts weiter als das Verſtummen in Seligkeit zu zeigen vermag. Später kommt die Anbetung der Weiſen von Veroneſe, kommt der Jubel der Gegenwart, der flammende Morgenſtern, die glückverheißende Beſtätigung. Veroneſe hat ſich in dieſen Compoſitionen ein jauchzendes, verklärtes Chriſtenthum voll reiner Kunſtlinien zu ſchaffen gewußt, ſchwärmend im Glauben, im Seelenfrieden, in lebendig lockenden Farben.

Palma begegnet mir wieder im zweiten Zimmer, in einer Mutter Gottes mit dem Kinde, den

heiligen Markus zur Linken und links die heilige Urſula. Ich ziehe aber die Kreuzesabnahme, dieſe verſchmelzenden Tinten, dieſe bleichgewordenen Uebergänge, die ſo unnachahmlich den Tod zeigen, vor.

Pietro della Vecchia hat das Knieſtück eines ſchwarzbärtigen Kriegers, des Ritters Bayard, geliefert. Er zieht in ſpaniſcher Kleidung, das Federbaret auf dem Haupte, den Degen. Eine leichte Röthe, vielleicht die des Zorns, ruht auf dem ausdrucksvollen Angeſicht. Die Phyſiognomie iſt energiſch, ſpiritualiſtiſch, ſchwermüthig.

Wie lieblich duftig ſteht da eine Madonna von Tizian, vor ſich das Kind, hinter ſich einen geſtreiften Vorhang, um ſich die Wonnen jungfräulicher Mütterlichkeit.

Im dritten Zimmer ſchläft Joſeph an ſeiner Werkbank, von Raphael Mengs gemalt. Das Bild athmet Ruhe. Man ſpricht leiſe. Wer möchte den müden Schläfer wecken? Wer den Traum unterbrechen? Joſeph ſchläft. Er ſieht einen Engel, der zu ihm von der Flucht nach Aegypten ſpricht. Wie umdämmert das Bild ausſieht! Wie

es voll Kindlichkeit iſt! Und doch iſt es nur der ſchwache Abglanz eines andern, der Verkündigung Mariens von Mengs, eines Bildes, das voll lichten Tages glänzt. Es hat wirklich das idealiſche Leuchten eines verhießenen Glücks, den ſüßen Frieden, das Element ächt menſchlicher Naivetät. Die Jungfrau iſt nieder auf die Knie geſunken. Ihre blöden, mädchenhaften Augen wagen den Engel vor ihr nicht anzublicken. Nur an dem Strahl, den der heilige Geiſt ihr in leuchtender Sonnenhelle in die Bruſt ſenkt, erkennt man die Wonnen in ihr. Das iſt eine Glückliche! Das Lächeln hat ſich nicht auf die Lippen geſenkt, aber im Gemüthe lächelt ſie, im Herzen fühlt ſie den Odem Gottes, der ſie mit flüſternden Stimmen zu Gott emporhebt. Der feurige Entſchluß, die auflodernde Kraft brechen ſich mitten durch die Ueberraſchung Bahn. Schnell iſt ſie ſich der ihr verkündeten Wonne bewußt; ſchnell begreift ſie, daß ſie göttliches Werkzeug iſt, deswegen aber gibt ſie ihre primitive Natur nicht auf, dies Stillleben der beſcheidenen Exiſtenz, nein! ſie erlaubt ſich nur

weit hinaus in die sonnige Ebene, in die blauen Ahnungen, in die unermeßliche Augenweide zu schauen. Ihr Herz frohlockt und schmiegt sich dankend in sich; sie ist nicht hastig in der Freude, sondern still. Keine Ungeduld zeigt sich. Maria wartet, weil sie glaubt. Wie das schön gedacht ist! Wie unmittelbar der Eindruck übergeht auf den Beschauer! Welch ein Dramatiker dieser Mengs neben dem Maler ist! Er hat mit diesem Vermischen der poetischen Empfindung in die Historie, mit diesem Ebenmaß, diesem Schatten und Licht eine große Wirkung hervorgebracht.

Von Mengs komme ich zu Rafael. Maria ist mit beiden Knien auf die Erde gesunken und neigt das Jesuskind zu dem kleinen Johannes herab, der ihm Früchte bringt. Joseph hält den Esel am Zaume. Die Handlung ist einfach, voll Ruhepunkte und strahlenbrechender Stille. Rafael hat einen edlen, feurigen, inhaltsreichen Instinkt, eine reife Anschauung, eine glühende Einbildungskraft. Der große Horizont der Kunst hat sich ihm so seltsam weit geöffnet, daß man sich hüten muß,

im Einzelnen das Schöne finden zu wollen, da es bei ihm immer ein Ganzes, ein Harmoniſches iſt. Die poetiſche Beſonderheit zittert an jedem Staubfaden und zieht uns in das Heiligthum dieſes Künſtlers, in die buntſchimmernden Farben ſeines gottgeweihten Pinſels. Es iſt noch ein anderes Bild von ihm da, Maria im Grünen, wie ſie auf einer Raſenbank ſitzt und Johannes dem Jeſuskind das hölzerne Kreuz darreicht. Das iſt auch eine Zauberſchöpfung, von der man nicht fort kann. An der ſtillt ſich die Unruhe des Menſchen und der kalte Zweifel löſt ſich in die eigene Unzulänglichkeit, in die unbeſtimmte Sehnſucht auf. Der farbenreiche Hintergrund bildet die geeignetſte Staffage zu dieſer göttlichen Kinderſcene. Der Pinſel iſt reif, vollſtändig, keck. Immer ſcheint der heilige Glaube, die wohlthuende Andacht hier unbefangen und heiter vorzuklingen. Nichts ſteht abſeits; das allgemein Idealiſche, das Correcte und Claſſiſche iſt Rafael's Eigenthum geworden.

Ich habe ſelten eine ſchönere Geſtalt geſehen, als die Wahrheit von Carlo Dolce, allegoriſch dar-

geſtellt, im vierten Zimmer. Mit Lilien umkränzt, ein ſtrahlendes Herz in der Rechten, blickt ſie anmuthig beglückt aufwärts. Ja, ſo muß die Ruhe der Ueberzeugung ausſehen. So in ſich gehalten und verklärt, überſchaut ſie den unaufhaltſamen Strom von Verneinungen, der unter ihr hin- und herwogt. Die Lüge muß ſich Grenzen ziehen; dieſe Wahrheit in der Ueberzeugung muß über ſie hinwegſchreiten. Das iſt eine wahrhafte Verklärung edler Geſinnung. Wie Carlo Dolce dieſe Allegorie erfand? Ich denke mir, daß er einmal eine Situation durchträumte, die ungefähr folgende iſt: Ein Künſtler, in der Einſamkeit aufgewachſen, reich ausgeſtattet, mit Talenten aller Art verſehen, ſchön, jung, beneidet, tritt in die Welt und in die Geſellſchaft, knüpft hier eine Beziehung und dort ein Verhältniß an, beobachtet und philoſophirt und als er ſieht, daß Dies hier gegen den Brauch, Jenes gegen die ſogenannten Grundſätze der Welt anſtößt, beugt und bückt er ſich, will's Allen Recht machen, buhlt und geizt nach dem Beifall, will ſcheinen, was er nicht iſt, will Phi-

liſter ſein, er, der Künſtler iſt. Das geht ſo eine Weile fort. Er iſt im Taumel. Er kommt zu keiner Beſinnung. Nur an ſeinen Leiſtungen erkennt er mit Erſtaunen, daß eine Aenderung vorgefallen iſt. Seine Geſtalten flößen keinen Enthuſiasmus mehr ein, die Philiſter nicken Beifall, der Herr Pfarrer, wenn er Sonntags aus der Kirche ſchreitet, lüftet das Sammetkäppchen. Die Künſtler, die Bevorzugten aber ſtehen abſeits. Sie blicken hinüber zu Dem, der ſie verließ; ſie können dem Treiben, dem Jagen nach dem Lobe der Menge, dieſem ganzen Gepränge, dieſen Phraſen von weltlicher Pflicht, von weltlicher Ehre, dieſem Irrthume wol eine Thräne, aber keine Achtung weihen. Sie wiſſen, daß der ſo handelt, aus Schwäche, nicht aus Ueberzeugung handelt; ſie hoffen auf die Zukunft, auf ein Löſen von der Eitelkeit, auf eine Rückkehr zur Wahrheit. Der Künſtler fühlt ſich immer einſamer, immer gedrückter. In dem Proceſſe der Gährung und Zerſetzung begriffen, blickt er ſcheu hier- und dorthin, denkt er mit Wehmuth der wonnigen Tage in der Einſamkeit und Freiheit,

der Himmelsblüten von Sonſt, in die ſich die eiſigen Winterſchauer der Gegenwart und in ihr die entehrende Verſtellung miſchen. Er fängt an zu denken, zu träumen, zu leiden. Das, was er erlangte, befriedigt ihn nicht. Das, was er verlor, war eine Welt voll Freude, erfüllte ihn ganz, befriedigte ihn ganz. Und er gab das auf um jenen Applaus der Philiſter, um jenes Kopfnicken des Herrn Pfarrers! Wie konnte er ſo verblendet ſein? Wie ſich, wie die Kunſt, wie die Geſinnung verlieren? Die Flammen der Reue lodern hell auf, als er ſinnend daſteht. Plötzlich reißt ein Nebel vom Auge und die göttergleiche Wahrheit, die Aufrichtigkeit, Geſinnung, Ehre iſt, erſcheint in überirdiſchem Glanze, das ſtrahlende Herz in der Rechten, die Lilien der Reinheit auf dem Haupte. Gott, wie der Künſtler da auf die Knie fällt, wie er fühlt, nicht der Welt, nicht den Philiſtern, nicht dem Herrn Pfarrer, nein, der Wahrheit müſſe er dienen! Wie er ſich aufrafft in Thränen und hinüber zu den Brüdern eilt, wie er ihnen den Irrthum, die Schwäche bekennt, wie er arbeitet und

nun auf einmal Alles ſo ganz anders in ihm wird, wie er fühlt: den Beifall der Welt könne man entbehren, aber nicht das eigene Bewußtſein, nicht die eigene Ueberzeugung!

Nicht weit von dieſem Bilde hängt ein anderes von Carlo Dolce, eine Maria mit dem Kinde. Maria iſt diesmal im Profil gemalt. Das Profil iſt das Charakteriſtiſche im menſchlichen Angeſicht. Ihr werdet ſcheinbar hübſchen Geſichtern begegnen, die, rund oder oval, künſtleriſche Linien zu beſitzen ſcheinen, aber dreht ſie um, ſeht ſie von der Seite an, da ſind ſie unedel, wenn nicht gar trivial. Das Profil iſt der Probirſtein der Schönheit; in dem ſpiegelt ſich nicht allein die Form, ſondern auch die Seele ab. Das mag ſich Carlo Dolce geſagt haben, denn er hat in dieſes Marienprofil die zarteſte Zartheit, die edelſten Conturen gelegt.

Was Leonardo da Vinci mit dem Bilde bezweckte, wo Herodias dem Scharfrichter befiehlt, das Haupt des heiligen Johannes in eine Schale zu legen, begreife ich nicht. Die ganze Compoſi-

tion ſcheint mir ein Irrthum des Künſtlers, eine Geſchmackloſigkeit zu ſein, die ſehr ſtörend iſt.

Anders iſt das mit einer Magdalena von Francesco Furini, die, mit beiden Armen auf einen Tiſch geſtützt, das thränengebadete Antlitz aus dem Rahmen heraus gegen den Beſchauer wendet. Es gibt ſo viele weinende Magdalenen; faſt kein Künſtler, der nicht eine in ſeinem Leben gemalt hätte, faſt keiner, der hier nicht geſcheitert wäre. Aber dieſe in leidenſchaftlicher Aufgeregtheit, vom tiefſten Schmerz überwältigt, dieſe in offenbarer Luſt ſich ausſtrömende Büßerin hat ſo viel wahre, hingebende Schönheit, ſo viel Nachläſſigkeit, ſo viel Reue, ſo viel Thränen, einen ſo hinſterbenden Körper, eine ſo wundenvolle Seele, daß man ſehr ergriffen, ſehr zur Nachſicht geſtimmt wird.

Die von Guido Reni im fünften Zimmer aufgeſtellten Bilder gefallen mir nur mittelmäßig. Sehr ſchön iſt der Chriſtus mit der Dornenkrone auf dem Haupte; aber die Sybille von demſelben Maler, die nachdenkend mit der Rechten ſich auf ein Polſter ſtützt und in ein offenes Buch blickt, iſt

ein durch und durch verfehltes Werk. So ſieht keine Sybille aus! Das iſt nur ein eitles, aufgeputztes Frauenzimmer, das hochmüthig in die tragiſche Komödie des Lebens, ſuperklug und herzenskalt blickt.

Annibale Caracci hat einen todten Chriſtus geliefert und deſſen Haupt in den Schoß der ohnmächtigen Maria gelegt. Das Colorit iſt ſo ſonderbar blauweiß, ſo kupferſtichartig, daß ich zweimal hinſehen mußte, ehe ich begriff, daß dies Farben in Oel wären. Die Compoſition iſt herrlich; die chriſtlich-poetiſche Geſinnung rauſcht mit entfalteten Schwingen, die Pforten des Himmels öffnen ſich und werfen die glänzendſten Lichtſtrahlen.

Im Bruſtbild des Apoſtels Petrus von Guido Reni iſt der fiebernde, krankhafte Ausdruck im Auge, die Kraft der Geſichtsknochen, das Primitive eines Jüngers des Heilands, der doch nicht immer Herr ſeines Leibes und ſeiner Schwäche war, vortrefflich wiedergegeben. Petrus glaubt; aber mitten im Glauben und Ringen ſieht man die Ungeduld des Augenblicks, ſieht man die An-

ſtrengung, die Ermüdung, den Inſtinkt des perſönlichen Intereſſes.

Parmigianino hat den Amor als Bogenſchnitzer gemalt. Er ſteht, den linken Fuß auf einige Bücher geſtemmt und dreht ſich ſo, daß der ganze wunderbare Rücken anſchaulich wird, ein Rücken, der nur dem Götterſohn, dem Inbegriff der lieblich heranwachſenden Männlichkeit, nur dem Abkömmling der Venus gehören kann. Das irdiſche Wort „ſchön" iſt für dieſen Idealismus lange nicht bezeichnend genug.

Im kleinen Johannes mit dem Rohrkreuze und einem Lamme zur Seite lacht mich Murillos' allerliebſte Schalkhaftigkeit an. Es iſt eine dem Leben und der Zukunft abgerungene, eine faſt rührende Schalkhaftigkeit, denn dieſes Kind hat neben dem Lächeln des Mundes ſo ſeltſam ernſte Augen, einen ſo entſchiedenen Seherblick, daß die Abſpiegelung der Zukunft hier ſchon beginnt. Welche Bedeutſamkeit in dieſem Kindergeſicht, welche friſche Luſt des Daſeins, welche Emſigkeit und Rührigkeit! Dieſer kleine Johannes iſt wirklich ein Wunder der Kunſt.

Die Art, wie Luca Giordano die hoffärtigen Engel vom Erzengel Michael stürzen läßt, gefällt mir nicht. Das ist eine arbeitende Unruhe, eine Art von vornehmer Prügelei, die Gedankenlosigkeit, gemeine Oberflächlichkeit verräth. Wie kam der Maler zu dieser grandios sein sollenden Composition, zu diesen überangestrengten, brutal gedachten Engeln?

Ich gestehe, daß ich mich mit der Niederländischen Schule nicht ganz befreunden kann. Sie ist meist naturtreu, nicht idealisch, liefert Portraits, die bewunderungswürdig ausgeführt, aber deswegen doch nicht begeisternd sind. Recht schön sind die Rembrandts links vom Marmorsaal im ersten Zimmer; wohlthuender waren mir die Landschaften im zweiten, diese Ruisdaels, Peters und Andere, die um mich den Zauber der Waldeinsamkeit woben. Ich vertiefte mich gern in diese kleinen murmelnden Bäche, in diese frische natürliche Farbe, in dies dichterische Naturgepräge, fand Erholung, eine positive Anschauung, eine Abwesenheit von wucherndem Unkraut. Dann kommt Van Dyk

im dritten Zimmer. Van Dyk hat ſchönere Portraits als Heiligenbilder gemalt. Gleich am Eingange hängt eine Muttergottes von ihm und weiter ein Chriſtus in der Grabeshöhle, die mir nicht gefallen. Van Dyk war ſich nicht immer klar in ſeinen Schöpfungen. Man kann ſich bei ihm der Vergleichung zwiſchen der Idee und der Ausführung nicht entziehen. Er wird ſich zwar ſelber nie abhanden kommen laſſen, aber man muß auch zugeben, daß Van Dyk kein durchweg dialektiſcher Künſtler war. Ich habe nur einen Chriſtus am Kreuze von ihm, zuerſt in Genua und dann hier im Belvedere, geſehen, der mir ſeines Rufes vollkommen würdig ſchien. Es iſt der im Katalog mit Nr. 22 bezeichnete, ein Chriſtus in der Finſterniß. An dem Bilde zuckt der Schmerz des Augenblicks. In den Farben iſt lebensvolle Wahrheit, iſt wirklicher Triumph der Religion, iſt Fülle und Wirkſamkeit.

Der Rubens-Saal hat mir imponirt, beſonders Mariens Himmelfahrt, von unzähligen Engeln umgeben, die ſo lieblich zart ſchweben, ſo heilig

durchsichtig, so phantastisch planvoll sind, daß ich sehr entzückt, sehr überrascht war und Rubens, dem großen Maler, demüthig Abbitte für vieles und vorschnelles Urtheilen von früherher that. Nie ist mir Rubens' künstlerische Größe eindringlicher als in diesem einzig durch ihn geschmückten Saal erschienen; nie habe ich eine so klare Anschauung seiner Leistungen gehabt. An seine genialen Portraits reihen sich die idealisch gedachten Heiligenbilder, die im Rubens-Zimmer hängen, lösen die Schale von dem zarten Kern und lassen uns tief in das Zellengewebe seines Genius schauen. Nur das Bild seiner Gattin, der schönen Helene Forman, ganz entblößt in einem nur übergeworfenen Pelzmantel, den sie zusammenhält, ist mir sehr verletzend gewesen. Rubens vernichtet durch dieses Bild jene Begriffe der Keuschheit, die selbst das Nackte nicht verlieren darf. Darin zeigt er nicht die nothwendige Selbstbeherrschung, die frische Gesundheit des Künstlers, das ist kein ideeller, aber auch kein genialer Zug.

Das „Weiße Kabinet" enthält Blumen- und

Fruchtstücke. Sie nehmen sich in dieser Aufstellung, hart aneinandergedrängt, ohne Unterbrechung von Landschaften oder anderen Gemälden, etwas monoton aus. Das „Grüne Kabinet" ist ergibiger, Thier- und Fruchtstücke wechseln mit lieblichen Genrebildchen ab. Die Niederländische Schule ist wie ein Concert jubelnder Stimmen. All' diese Trinkenden, Rauchenden, Spielenden, all' diese freundlichen Frauen, im Innern ihrer Zimmer vor dem Toilettentisch oder sittig über ihre Schwelle in die Kirche schreitend, haben etwas Erheiterndes, Wohlthuendes. Man ruht sich aus und kommt man dann sogar in eine Waldgegend, wo eine Gänsehirtin im Vordergrunde sitzt oder ein Schäfer seine Heerde mit dem Horn zusammenbläst, so bleibt man stehen, versinkt in die kleinen unscheinbaren Genüsse, hat Gefühle wie stille Träumereien auf einer Bank, geht weiter, begeistert sich nicht, exaltirt sich nicht, erlebt auch nichts, aber erfreut sich.

Die hier zu findenden Denner, das Portrait einer alten Frau in einem röthlichen, mit Luchspelz

ausgeſchlagenen Kleide, und der Kopf eines bejahrten Mannes mit langen grauen Haaren in einem Pelzrock ſind faſt zum Erſchrecken lebendig. Der Maler hat gleichſam mit einer Loupe gearbeitet und mit einer anatomiſchen Beſtimmtheit jede Ader, ſo zart wie ein blauer oder rother Seidenfaden, jedes Haar, jeden Einſchnitt, jede Falte naturgetreu wiedergegeben. In dieſer geſetzmäßigen Beweglichkeit iſt mir das Alter noch nie erſchienen. Noch nie habe ich den Eindruck einer kraftvollen Perſönlichkeit wie hier durch Denner empfunden. Die alten blöden Augen, mit kleinen Blutgefäßen unterlaufen, die hinter ſpärlichen Augenbrauen und Wimpern hervorblicken, ſind zwar müde, aber wohlwollend. Man glaubt, ſie ſich bewegen zu ſehen. Der geſchloſſene Mund ſcheint reden zu wollen. Die Bruſt athmet gleichmäßig. Iſt da nicht ein weißes Härchen von den Augenbrauen herab auf die Wange gefallen? Auch das hat Denner zu malen verſtanden.

Im ſechsten Zimmer wohnt Teniers und ſeine Schule. Dieſe Art der Aufſtellung iſt praktiſch.

Das ganze Treiben und Weben jener Künstler steht dicht aneinandergereiht. Die Epochen werden sichtbar. Man ist mit einem Schritt in der Mitte der Kunstgeschichte. Dasselbe System ist im Erdgeschoß befolgt. Außer der Italienischen und Niederländischen Schule ist hier auch die Altdeutsche in ihren verfehlten Flugversuchen, in ihrem Mangel an Perspective, in ihrem mehr passiven als activen Empfinden. Es ist etwas den Stoff nicht Bewältigendes in diesen Bildern, das beweist, wie wenig fertig die Kunst in den Köpfen dieser Meister lag. Sie sind deswegen als Erscheinungen im Gebiete der Malerei beachtungswerth, aber ich läugne nicht, daß sie mich nie angesprochen, nie wirklich erwärmt haben. Licht und Leben strömt immer nur aus Italien. Da herrscht Rundung der Formen, süßes Locken der Natur, vollsaftige, strahlende Gesundheit, statt daß die Deutsche Schule des Mittelalters die Familie, das Häusliche, das Philisterhafte, selbst unter den Heiligen, darstellte. Diese Madonnen haben immer den Ausdruck ihrer vier Wände, haben

immer nur Stilleben, ſind immer nur in Proſa überſetzt.

Die Sammlung im Belvedere iſt ſo reichhaltig, daß ſie zu überſehen unmöglich wird. Man erliegt förmlich unter den wechſelnden, ſtürmiſchen Eindrücken, unter dieſer maſſenhaften Begegnung der erſten Künſtler der Welt. Man muß, um nur einen ſchwachen Ueberblick zu gewinnen, von Zimmer zu Zimmer wandern, muß Gefahr laufen, an originellen Mittelmäßigkeiten hängen zu bleiben und Rafael, Correggio und Guido Reni zu überſehen. Gefreut hat mich der ſtrömende Zudrang des Publicums. Selbſt Soldaten begegnet man hier, die ihre freien Stunden zum „Bilderbeſehen" benutzen. Keinem wird der Eintritt verweigert und nur das iſt ſtörend, daß um zwölf Uhr jede Sammlung geſchloſſen wird, eine Stunde der Freiheit, die zwar für die Aufſeher des Eſſens wegen nöthig ſein kann, den Fremden aber aus allem Zuſammenhang reißt und ihn gleichſam bis zwei Uhr unbeſchäftigt auf die Straße wirft.

Die lebenden Künſtler, meiſt einheimiſche, haben

ein eigenes Local im Belvedere, in das ihre Leistungen aufgestellt werden. Ich habe hier bestätigt gefunden, was ich schon anderweitig erwähnte. Das historische Bild kann in Oestreich nicht gedeihen. Alle Versuche, in der enggezogenen Grenze etwas zu schaffen, sind misglückt. Nichts, was einen Vorsprung, eine besonders originelle Idee verriethe. Man fühlt sich nicht angespornt, nicht von einer überraschenden Wendung berührt. Alles ist verschwommen und langweilig. Anders ist das mit den Genrebildern und den Landschaften. In beiden sind die Oestreicher Meister.

Joseph Bayer, der noch nicht dreißig Jahr alt starb, hat einen allerliebsten, blondlockigen Knaben in rothsammtener Kleidung gemalt. Das Gesichtchen webt sich wie von selbst aus Schönheit, Ebenmaß, aus geistigen Atomen, Liebe, Anmuth und Keckheit zusammen; es ist gewissermaßen eine Festsetzung des künftigen Wesens zu spüren.

Amerling läßt einen Fischerknaben am Wasser ruhen. Der hat gut seine Kräfte zum Fischfang zusammengenommen, hat sich wohl strecken und

dehnen müſſen, um an den Broterwerb zu gelangen; dafür ſitzt er nun behaglich und die kleinen gefangenen Fiſche, die er in die Holzſchuhe gelegt hat, wird er — leidlich verkaufen.

Danhauſer, der geniale, heitere Künſtler, iſt geſtorben. Es iſt ſonderbar, wie ſelten Maler alt werden. Woran das liegen mag? Das Lebensbuch der Künſtler hat viele weiße Blätter, auf denen man Entmuthigungen, Annäherung an die Wahrheit, verſchlungenes Seelenvermögen, herzzerreißende Conflicte, Misgriffe, verletzten Ehrgeiz, vereinzelte Größe, vereinzelte Schwäche, ſo Vieles verzeichnen könnte, das nicht in ihren Biographien zu leſen iſt. Ich weiß nichts von Danhauſer, als daß er im vierzigſten Lebensjahr geſtorben iſt; aber ich habe „das Scolarenzimmer eines Malers" und „die komiſche Scene in dem Arbeitszimmer eines Malers" im Belvedere und in der Arthaber'ſchen Sammlung geſehen; es ſind werthvolle Bilder. Danhauſer muß ſehr humoriſtiſch geweſen ſein; und doch carikirt er nichts; es iſt weniger das lächerliche, weltliche Element, als die lockende, zitternde

Bewegung des Witzes zu bemerken. Er will, wenn er auch selbst nicht lustig ist, die Andern heiter stimmen. Daher seine gutmüthigen Capriolen, daher seine kleinen neckischen Possen.

Fischbach zeigt uns einen Bauernknaben und ein Mädchen, die sich um einen Vogel streiten.

Führich hat sich in biblische Motive versenkt. Sein Gott Vater auf Wolken sitzend, mit Engeln umgeben, der Moses Gesetze aufschreibt, ist mir ebenso wenig erfreulich gewesen, als seine Frescos in der Kirche der Jägerzeile. Dagegen ist Gauermann ein tüchtiger Landschafts- und Thiermaler. Er hat eine gewisse beabsichtigte Nachlässigkeit, eine nicht zu verkennende Eleganz, mit welcher seine Heerden blöken, das Laub der Bäume sich schüttelt, der Kettenhund bellt und die liebliche, kleine Alltäglichkeit in der Gestalt eines ruhenden Ackermannes, eines kräftigen Bauerburschen, einer Fischerin, einer Kindergruppe sich Bahn bricht.

Sehr wohlgefällig erschienen mir zwei Bilder von Peter Krafft, „der Abschied des östreichischen Landwehrmannes von seiner Familie und die Rückkehr."

Karl Rahl hat sich in einer Scene aus dem Nibelungenliede versucht, ohne daß diese Composition besonders genügen möchte.

Schiavoni liefert eine reuige, in tiefen Schmerz versunkene Magdalena, die in einer Höhle kniet. Das Bild ist voll brennender Trauer und Sehnsucht, sehr edel gedacht.

Von allen diesen Gemälden wandte ich mich immer gern zu den landschaftlichen, theils mit, theils ohne Staffage, zu diesen aus Licht, Luft und Farbe gewebten Bildern, zu diesen Waldgebirgen, einsamen Seen, romantisch auf Felsen hängenden Ortschaften, zu den behaglichen Mannichfaltigkeiten und den weitesten Fernsichten der Natur. Wie ruhig Gauermann die von der Alp zurückkehrende Heerde am Königssee sich einschiffen läßt! Wie hübsch die italienische Landschaft mit dem Meere im Hintergrund, die Ansicht der Stadt Vietri, die von Portici, ein Meeressturm bei Neapel, alle vier von Rebell, mich nach Italien versetzen! Mit einem Sprunge war ich dann wieder am Traunfall, von Schödlberger, in einer Gegend

in Mähren, wo aus einem Waldkeſſel ein Bach hervorſtrömt, oder am Hallſtädter See, den Steinfeld gemalt hat.

Wenn zu der Malerei nichts Anderes als Landſchafts- und Genremaler gehörten, gewandte, rührige Künſtler, die, unermüdlich thätig, verſtändig die Natur zu copiren ſuchen, ohne an Nachruhm, an Unſterblichkeit zu denken, die Verzicht geleiſtet haben auf claſſiſchen Ruf, auf geiſtigen Zuſammenhang, ſo möchte ich die öſtreichiſchen Künſtler oben an als ſehr begabt, ſehr ſtrebend nennen. Wer aber in der Kunſt mehr die Idee als die Leiſtung, mehr das Ideale als das Reale ſieht, der muß wieder bedauern, daß ſich Männer wie dieſe nur an gewiſſe Zweige, nicht an alle halten dürfen, daß es eine Cenſur für die Hiſtorie gibt, die gewaltſam erſtickt, was ſich ſegensreich entfalten könnte.

Baden.

Das Wetter war so schön, daß ich mit der Eisenbahn nach Baden fuhr. Gleich hinter Wien zeigt sich links ein Kirchhof, auf dem Gluck ruht. Der geistreiche Dichter Ludwig Frankl (Herausgeber der Sonntagsblätter), dem ich manche lehrreiche Stunde in Wien verdanke, indem er freundlich genug war, mich über die große Stadt zu orientiren, hat Gluck's Grab, dies versunkene, fast nicht zu findende Grab, aus der Vergessenheit zu ziehen und es der Gegenwart zu erhalten gewußt. Aber was Ludwig Frankl, trotz seiner vielfachen Anregungen durch die Presse, nicht vermocht hat, das ist: Gluck's Musik den

Wienern wieder hörbar zu machen. „Man kann sagen," schrieb er einmal in den Sonntagsblättern, „daß Gluck wirklich in Wien begraben liegt." Warum grade hier, wo so viel Sinn für Musik, so viel Erinnerung und Dankbarkeit für Mozart, Beethoven und Haydn herrscht, wo es in allen Straßen und Gärten in lustig-ernsten Klängen tönt? In Berlin, in Dresden, in München sind Gluck's Opern wiederholt und mit großer Andacht aufgeführt worden; nur in Wien, wo er dichtete und lebte, wo er seine Noten ausgearbeitet und sie in dramatische Wirkung gesetzt hat, wo die Luft noch voll von ihm sein sollte, nur da ist es still von ihm. Einen schönen Stein konnten die Wiener auf sein Grab vor einem Jahre liefern, Reden konnten sie halten, aufgefrischte Biographien durften gedruckt werden, allein Gluck's Geist mit seinen Akkorden, seinen organischen Schöpfungen, mit seinen malerischen Effecten ist deshalb doch noch nicht erstanden. Es mag an den Unternehmern des Kärnthnerthortheaters, an ihrem Mangel an Kenntniß der deutschen Musik, an der man-

gelnden Anregung von oben liegen. Bedauerlich bleibt diese Lauheit immer. Sie verstimmt besonders Den, der über diesen Kirchhof hinaus an Gluck's Leben, an seine Unsterblichkeit denkt.

Die dampfende Locomotive, die sich vor hohe, elegant eingerichtete Wagen gespannt hat, in die man vermittelst einer Leiter gelangt, um auf bequemen Divans Platz zu nehmen, schnaubt bei lieblich gelegenen Ortschaften, bei Weinbergen und Kornfeldern vorbei. Die Gegend wird erst hügelig, dann felsig. Höhen im blauen Duft, königlich schön, Waldungen mit kleinen, weißschimmernden Häusern dazwischen, eine Ruine hier, ein Kirchthurm dort, schimmern und glitzern unter den mächtigen Strahlen des Lichts. Die Berge rücken näher und schwinden, der Weg wirft ein dunkelgrünes Gebüsch in den Vordergrund oder zeigt ein italienisch gebautes Landhaus in der Ferne, bis man, angeregt durch die vielfachen Eindrücke, plötzlich Baden, das reizende, von Hügeln umgrenzte Baden erblickt.

Beim Aussteigen aus den Waggons wird man

von Fiakern umschwärmt, die dem Reisenden seine Unkunde am Gesichte ansehen und durch unverschämte Preise den Glauben an die wiener Gutmüthigkeit stark zu erschüttern drohen. Das „Was schaffens, Ihr Gnaden!“ tönt aus der Geschäftigen Munde. Ein kleiner Bettelbube reißt den Wagentritt herunter, eine Fruchtverkäuferin reicht Weintrauben und Melonen in Prachtexemplaren hin. Endlich sitzt man in einer zurückgeschlagenen Kalesche und der Kutscher jagt heiter und schmunzelnd vor den Neubauten Badens in die engen Straßen der Stadt und auf die Promenade. Die Badegäste haben sich unter Bäumen versammelt. Lustig und lieblich spielt das Orchester einen Strauß'schen Walzer. Hinter diesem bunten Gewühl zieht sich eine Anhöhe herauf, die, mit kleinen Fußpfaden durchkreuzt, schattige Ruhesitze und Aussichten auf ein überraschend schönes Thal bieten.

Ich wanderte hier- und dorthin, athmete wonniglich die frische Luft und fand dann meinen Fiaker mit dem unternehmend aufgesetzten weißen Hute wieder, der mir die Landhäuser Badens, die Weilburg

und das Helenenthal zeigen sollte. Das kleine badener Theater liegt rechts. Links ist eine Brücke über ein Gebirgswässer geschlagen, das zahllose Kiesel in der Art der Rhone heraufgeschwemmt hat. Jetzt erst zeigt sich die eigentliche Schönheit Badens. Die schwefelriechenden Quellen mit ihren gemeinschaftlichen Bädern sind am Anfang der breiten Landstraße gelegen. Ihnen gegenüber reiht sich ein Lusthaus an das andere, bald im gothischen, bald im italienischen Geschmack, Blumenvillen, so umduftet von den bunten Kindern der Flora, so beschattet von Kastanien- und Akazienbäumen, so reich an Farbe und Blütenfülle, daß es mir in der That war, als hätte ich im Leben nichts Lieblicheres gesehen. Zuweilen steht ein Haus mitten im Grünen mit einem bogenartigen Eingang, der in den Hofraum voll Blumen mit einem Springbrunnen führt; oder man kommt vor einem dichtbewachsenen eisernen Gitter vorüber, hinter dem eine Wohnung, mit Weinlaub bekränzt und von Monatsrosen umgeben, im funkelnden Sonnenglanz strahlt. Ueberraschend ist die Anordnung der Blumenbeete,

die ich nirgends ſo ſchön wie in Wien geſehen habe. Es iſt eine Mannichfaltigkeit der Pflanzen, Blumen, Sträucher und Bäume, eine Ueppigkeit des Raſens, daß ich mich im Süden, in einer wonniglich befremdlichen Exiſtenz, wie geblendet vom Feuer der Farben fühlte und Deutſchland erſt wieder ahnte, als ich einen bedeutenden Felſen und auf ſeinem Haupte die ſtolze Weilburg liegen ſah. Dieſer Felſen iſt auf der einen Seite ſchroff und reicht bis in das Bett des jetzt waſſerleeren Gebirgsfluſſes hinab. Auf der andern verflacht und vermengt er ſich mit grünen Anhöhen, die liebliche Spaziergänge bis tief ins Helenenthal hinauf- und hinabziehen. Da es ſo lauſchig im Schatten der Bäume war, ſo ſtieg ich aus, ſchlug einen Seitenweg ein und kam gehend und träumend in den Hof der Weilburg, das Eigenthum des unlängſt verſtorbenen Erzherzogs Karl. Die Fenſter waren trauernd verhüllt, die Thüren verſchloſſen. Man ſah, hier hatte ein Leben geendet und ein neues war noch nicht wieder begonnen. Wie ich ſo daſtand, mir den ehrenwerthen Charakter des Erz-

herzogs zurückrief, die Verbena zu meinen Füßen blühten und die Springbrunnen melancholisch plätscherten, trat ein in Trauerfarben gehüllter Portier zu mir, der mir eben nicht höflich andeutete: Hier in diesem Hofe dürfe Niemand wandeln, der sei aller Welt verboten! Ich war höchlich beschämt, unberufen und unberechtigt in fremdes Eigenthum gedrungen zu sein, aber auch unsanft durch den Gedanken berührt, daß der Geist des Erzherzogs, der Unfreundliches nie gedacht, so schlecht von einem despotischen Portier vertreten würde. Die Fürsten werden unpopulair auf diese Weise und wissen es nicht. Wie sollten sie auch wissen, daß ungeschliffene Diener sich ein Recht anmaßen und harmlos Reisende, die wie ich zwei Schritte auf ihr Terrain thun, das obendrein hier nichts als ein gepflasterter Hof war, in ihrem Namen ungastlich hinausweisen!

Ich hatte meinen Wagen erreicht und fuhr, die Weilburg und ihren florumhangenen Portier hinter mir lassend, hinüber ins Helenenthal. Hoch auf Felsen, die eine erhabene Gebirgskette bilden,

steht eine alte Burg, dann wieder eine und noch eine. Epheu drängt sich mächtig durch die steinigen Spalten, Weinranken mit reifenden Trauben hängen üppig hernieder. Ueber die Bäume ragt ein Thurm oder eine Gloriette; an sie heran schlingt sich das Grüne des Weiß- oder Rothdorns. Pflanzen und Blumen, Vögel und Schmetterlinge erglühen unter dem tiefblauen Himmel, duften und jubeln den warmen Sonnenstrahlen entgegen, die sich tiefer und tiefer senken und dann hinter den Bergen schwinden. Wie es nun ruhig und friedlich im Helenenthal wird! Wie man erstaunt, daß kaum vier Posten von Wien eine so mächtige Natur andächtig das Auge aufschlägt! Wie man sich gern hier niederlassen, hier in der Begrenzung der Berge, im Anblick des traumwebenden Abends die Sorgen hinter sich werfen, genießen und glücklich sein möchte! Aber man ist eine Reisende, man darf nur sehen, nicht verweilen. Glaubt es mir, ihr guten, nachsichtigen Leser, die ihr in müßigen Stunden dies Buch flüchtig durchblättert, Dies und Jenes nicht ungern und Anderes

mit ſcharfem Tadel leſet, es iſt oft traurig zu reiſen, wenn man im Gefühl der Gebundenheit durch Zeit und Verhältniſſe, nie zu einem vollkommen harmloſen Genuß kommt, der doch allein in der Ruhe, im beſchaulichen Aneigenen beſteht.

Ich bin im Helenenthal bis zu den Krainerhütten gekommen und habe dann den Wagen wieder nach Baden umkehren laſſen. Man kann durch Heiligenkreuz nach Briehl und Mödling und ſo zurück nach Wien fahren. Ich habe es nicht gethan, und jetzt, wo es zu ſpät iſt, wo ich mich aus augenblicklicher Ermüdung vor der weitern Fahrt gefürchtet habe, thut es mir leid, weil man mir ſagt, daß ich das Schönſte der Gegend dadurch verſäumt habe. Uebrigens iſt der Eindruck dieſer ſich in der unmittelbaren Nähe Badens aufthürmenden Bergnatur, vor Allem aber das Felſenthor, welches durch den Urtheilsſtein geſprengt iſt, grandios genug. Man fährt vorüber an der, ſich von dieſer Seite am ſchönſten zeigenden Weilburg, neben lieblichen Landhäuſern hin nach Baden, wo wir

in der „Stadt Wien" in einem Akazienwäldchen im Freien Mittag machten.

Die Stille des Abends hatte sich über die Gegend gebreitet. Die Sterne tauchten einzeln am tiefen Blau des Himmels auf. Plaudernd saßen die Badegäste vor den Thüren. Alles war heiter. Alsbald begann auf der Eisenbahn das materielle Leben, das Pfeifen der Locomotive, das Blasen der Conducteurs, das Rennen und Schreien der sich verspätenden Reisenden. Wien gibt nach einer solchen rüttelnden Fahrt mit seinen hellen breiten Straßen der Vorstädte und den kleinen engen der Stadt, mit den Gaslampen und den strahlenden Magazinen einen behaglichen Eindruck. Die Natur hat uns verlassen; aber es läßt sich auch ohne sie, besonders weil der undankbare Mensch sie erst eben genossen, recht angenehm bei Dehne Eis aus Ananas, Pfirsichen oder Melonensaft gefertigt, essen. Dies Café ist unter den zahlreichen Wiens das vorzüglichste. Das Local ist klein, aber hübsch mit Gasflammen erleuchtet. Hieher kommt die fashionable Welt, die Dandies mit gelben Hand-

ſchuhen und die ſchönen wiener Frauen. Außerdem ſind für Fremde die Reſtaurants im Schwan und bei Prevoſt zu empfehlen, die einen pariſer Zuſchnitt haben.

Die Kaiſergruft.

Täglich habe ich in Wien Neues geſehen, täglich bin ich Straß' auf, Straß' ab in dieſem wunderbar ſich kreuzenden Gewirr gewandert und immer habe ich friſche Eindrücke, friſche Betrachtungen mit in mein ſtilles Zimmer gebracht. Unter die ernſten, faſt ſchauerlich-traurigen, gehört die Beſichtigung der Kaiſergruft. Sie liegen da in Scharen, die Großen des Reichs, zuſammengedrängt in einem Gewölbe, eingeſchloſſen in mächtig große metallene Särge, von Moderduft umweht, ſtill, einſam, ſchweigſam, ihre Namen mit eiſernem Griffel eingegraben und ſie ſelbſt zuſammengetrocknet oder Staub!

Es gibt ein wunderliches Ceremoniel bei den Begräbniſſen der kaiſerlichen Herrſchaften in Wien, ein Ceremoniel, das, eng verwandt mit dem Katholicismus, nicht ohne tiefern Sinn iſt. Wenn Einer unter ihnen geſtorben iſt und nun hieher zu den Kapuzinern am Mehlmarkt mit allem Gepränge der höchſten Würden und Ehren gefahren wird, die Straßen voll wogender Menge ſind, Alles ſich drängt und ſtößt und die Stadt eher einem Feſte als einer Trauer ähnlich ſieht, ſo klopft der Oberhofmarſchall an die Pforte der Kloſterkirche und der Pförtner fragt mit hohler, tiefer Stimme: „Wer begehrt Einlaß?“ Der Oberhofmarſchall antwortet, indem er den Namen des Todten mit den Titeln der Weltlichkeit nennt. Der Kapuziner ſchüttelt das Haupt. „Ich kenne keine Majeſtät,“ erwidert er ernſt, „ich kenne keinen Herrſcher, keine Erzherzöge, keine Fürſten.“ Die Pforte bleibt verſchloſſen. Der Oberhofmarſchall klopft von neuem. Ungeduldiger ruft der Pförtner: „Wer da?“ Nochmals wird Einlaß für Dieſen oder Jenen mit Fortlaſſung einiger Titel

begehrt. „Auch Den kenne ich nicht", entgegnet der hochehrwürdige Herr. „So bitte ich um Einlaß für den Sünder", entgegnet der Oberhofmarschall und nun, um dieser Demuth, um dieses Vergessens des Irdischen, um des kasteiten Fleisches willen öffnet das Thor sich und nicht der Kaiser oder die Kaiserin, nicht der Erzherzog oder die Erzherzogin, nein, der Sünder, der Bußfertige, der am Fuße des christlichen Kreuzes Gestorbene hält hier still seinen letzten, traurigen Einzug. Und wahrlich, nichts ist ernster, mahnender als diese vom Kaiser Mathias gestiftete und von Maria Theresia vollendete Kaisergruft. Es ist schaurig, feucht hier! Ein Kapuziner mit blassem Angesicht, die rauchende antike Oellampe in der Linken, die Rechte mit klirrenden Schlüsseln beschwert, steigt vor uns die dunkeln Stufen hinab. Rechts geht es in eine mit schwarzen Gittern versehene, durchaus lichtlose Gruft; links ist das in runden Bogen aufgeführte Gewölbe, in welches das Licht von oben hereinfällt. In der Gruft rechts, wo sich das überraschte Auge erst an die rabenschwarze

Dunkelheit gewöhnen muß, liegen theils in einfachen, theils in reichern Särgen die Herrscher und Herrschersöhne, die Frauen und Töchter, die vor Maria Theresia lebten, liegt Mathias, der Stifter, die fromme Eleonore, der letzte Habsburger, die Erzieherin der Kaiserin Maria Theresia, die Gräfin Fuchs. Es ist schön, daß diese einen Platz in der Kaisergruft gefunden; es ehrt Beide, die Kaiserin und die Gräfin, aber es fröstelt mich doch unter diesen metallenen Särgen, auf denen grinsende Gerippe kaiserliche Kronen tragen. Der Tod ist schauerlich. Schauerlich tönen die Worte des Kapuziners, die Namen der Verblichenen, die Erinnerungen an die Geschichte. Wie kalte, rieselnde, schwer fallende Wassertropfen hallt das Wort von den Lippen der Sprechenden. Die Schatten der Oellampe rufen die Gespensterfurcht wach. In unbestimmten Formen läuft sie an den Wänden hin oder huscht mit flüsterndem Flügelschlag aus den Ecken hervor. Endlich tritt der Kapuziner zu der Maria-Theresia-Kapelle. Hier ist Licht und Wärme. Die Oellampe verlischt vor

der Tageshelle, die herunter durch das Dach fließt. Hochthronend in der Mitte der freundlichen Gruft liegt Maria Thereſia vereint in einem Sarge mit dem beweinten Gemahl; um ſie herum die früh und ſpät geſtorbenen Kinder, die kleinen rührenden Särge neben den großen, und ihr zu Füßen Joſeph II., deſſen krankes Herz hier den ſüßen Traum der Unſterblichkeit träumt. Der müde Pilger wünſchte auf den Deckel ſeines Sarges die Worte eingraben zu laſſen: „Joſeph II. ſtarb, ohne das Gute, das er wollte, vollbracht zu haben.“ Die Etikette ließ dieſe wehmüthige Wahrheit, dieſe Klage eines menſchlichen Kaiſers nicht zu. Da liegt er mit einer lateiniſchen Inſchrift auf dem Sarge und um ihn herum ſtehen die Brüder und Schweſtern, die Eltern und ſeine Frauen, ſteht dies ganze geſtorbene Geſchlecht, aufgewachſen mit großartigen Verſprechungen und geknickt durch das Leben, das Keinem Wort hielt. Ach, es umdämmert mich die Nacht der Trauer über dieſe verlorenen Hoffnungen, die Jeder ſo kühn zu hegen wagt! Und doch — wer geſteht nicht, daß

das Erlangte weniger bezeichnend als das Erſehnte iſt? Charakteriſiren ſich doch die meiſten Menſchen durch Das, was ſie ſuchten, nicht durch Das, was ſie thaten.

Aus der Maria-Thereſia-Kapelle tritt man in die Franzens-Gruft. Der Sarg des letzverſtorbenen Kaiſers iſt von Marmor und um ihn herum gruppiren ſich die Särge ſeiner drei Frauen. Der vierten, noch lebenden, iſt der Platz bereits angewieſen. Franz ſteht erhaben wie die Kaiſerin Maria Thereſia. Er beherrſcht die Gruft, wie er einſt das Land beherrſchte. Individualität, das heißt Selbſtbewußtſein, Liebe zum Volke, das heißt Drang zu binden, ſtatt zu löſen, ſchlummern hier. Franz war human. Er fühlte, daß der Friede nicht im Schlafe, ſondern in der That, nicht im Einlullen der Nationalität, ſondern in ihrer Entwickelung läge. Er fühlte auch den Mangel an volksthümlicher Wahrheit und die Aufgabe, dieſe hervorzurufen. Dennoch gab er ſich mehr der Stabilität als dem Fortſchritt hin. Warum? Die Stockungen um ihn waren organiſch gewor-

den. Erhalten konnte er; zum Entwickeln fehlte ihm die geistige Bedeutsamkeit, dieser Duft des unmittelbaren, höhern Lebensschwungs.

Von der Franzens-Gruft tritt man in die des jetzigen Kaisers. Sie ist leer, feucht und dunkel. Nur in einer Ecke rechts, eilig dahingesetzt, herausgerissen aus dem Zusammenhang, steht ein einfacher Sarg. Das sind die Ueberreste des Herzogs von Reichsstadt, des Sohnes Napoleon's und der Erzherzogin Marie Luise; das ist der ehemalige König von Rom, die Hoffnung seines Vaters, der verschollene Jubel Frankreichs! Welche krankhafte Entzückungen, welche brennende Sehnsucht mag dieser Jüngling empfunden haben, als er den Thaten seines Vaters folgte! Wie mag es ihn hinaus aus Wien getrieben haben, wie ihn gemahnt an die versunkene Vergangenheit, an die verscherzte Zukunft! Erklärt sich sein Tod nicht aus diesen Reibungen, dieser ergreifende, tragische Tod, den Niemand ohne Rührung überdenkt? Woher konnte er auch die Kraft nehmen, sich von den hergebrachten Fesseln zu befreien? Wagte er Aufflüge, so

ſank er immer wieder hülflos herab auf dies kleine ferne Terrain, gleich den Adlern in Schönbrunn, denen man die Flügel geſtutzt und die man nun hinausläßt in das Freie mit der Erlaubniß zu fliegen.

In einer andern Gruft ſteht der neue blanke Sarg des Erzherzogs Karl. Das war ein edler Mann! Der hat ein großes Wort mitten in die Zeit der Feigheit hineingeſchleudert, ein Wort, das das Mark der Ehrenhaftigkeit durchdrang, das es ſtärkte und wieder lebendig ſein ließ. Alle waren Napoleon käuflich, dieſe Helden des Tags, nur Erzherzog Karl war es nicht. Der hatte mitten in der Schmach — Trotz, einen eiſernen, männlichen Trotz, koſtete die ſchnöde Zeit aus und blieb ganz er ſelbſt.

Von dieſem Letztgeſtorbenen fort, ſtieg ich getröſtet hinauf aus der Kaiſergruft. War der Gang mühſelig, ſo war er nicht unfruchtbar geweſen. Hier hatte ich gelernt, die Nebel der Vergangenheit zu lichten und von dieſen Särgen aus, Perſpective für Gedankengänge zu finden, die

immer wieder hin auf die göttliche Menſchen-erziehung, auf die innere Stufenleiter einer rei-fenden Selbſtbeſchauung, auf Läuterung und Er-hebung für ein beſſeres Sein deuten.

Donner's Brunnen am Mehlmarkt.

Vor mir lag im hellen Sonnenglanz der Mehlmarkt mit ſeinem eleganten Brunnen von Raphael Donner gefertigt. Wie die Todten da hinter mir ein Recht auf die Erinnerung haben, ſo auch der Künſtler in ſeinem Werk. Wahrlich, dieſe kräftigen Geſtalten verherrlichen Donner's Namen, der ſo elend gelebt und ſo kümmerlich geſtorben iſt. In der Mitte des zu weit ausgedehnten Baſſins ſitzt auf einer Erhöhung die Vorſehung und um ſie herum gruppiren ſich vier Kinder, die waſſerſpeiende Fiſche unter den Armen halten. Auf dem Rande des Beckens ſind zwei weibliche und zwei männliche Flußgottheiten gelagert, die gleichfalls Waſſer aus Urnen und Muſcheln gießen.

Die weiblichen ſind idealiſch ſchön. Ihre Geſtalten haben die Poeſie der Ruhe, die friſche Kraft der Jugend neben der Züchtigkeit des Jungfräulichen. Die männlichen Figuren ſind derb. Dieſe Flußgötter treten mit der Macht des Geiſtes und des Fleiſches auf. Der eine, nachläſſig auf den Rand des Beckens geſtiegen, ruht mit dem rechten Bein auf demſelben und das linke läßt er hinab auf die Stufen hängen. Der andere hat ſich faſt ganz dem Becken, aber außerhalb zugekehrt. Er kommt mit dem einen langausgeſtreckten Bein bis auf das Straßenpflaſter. Der Rücken iſt kräftig und bloß. Die ganze Geſtalt hat etwas Keckes, Gladiatoriſches. Ich wette, daß dieſer Flußgott mit Jedem anbinden, Sturm und Aufruhr hervorbringen, ja Widerſpruch und Willkür üben dürfte.

Schwanthaler's Brunnen auf der Freyung.

Ein Brunnen anderer Art, lange nicht so schön und künstlerisch wie der von Donner, steht auf der Freyung, von Schwanthaler verfertigt, pomphaft als eines der gelungensten Werke dieses Meisters ausgerufen, aber so wunderbar altdeutschelnd, so verzwickt und verzwackt, daß ich mich gar nicht mit ihm befreunden konnte. Zusammengedrängt wie ein Thurm, erinnert er an lebendige Beduinenpyramiden, wo Einer sich auf den Kopf des Andern stellt. Schön kann ich diese Anordnung um so weniger finden, als der Brunnen dadurch auf dem großen Platz fast zur Kleinlichkeit herabsinkt. Die Austria steht auf einer mit Eichen umrankten Säule mit der Mauerkrone, der Lanze und

dem Schilde, und unter ihr ſtehen dicht aneinandergedrückt, ſchildwachenartig, die vier Flüſſe Oeſtreichs, die Donau, der Po, die Weichſel und die Elbe. Denke ich mir dieſe Geſtalten weiter voneinander, in verſchiedenen Stellungen, die eine liegend, die andere ſitzend; laſſe ich den Wind etwas mehr um die Locken der einen oder der andern, in dem Gewande dieſer oder jener ſpielen, ſo gewinnt der Anblick gleich Leben und Freiheit. Aber in dieſem plaſtiſchen in Reihe und Glied Stehen, in dieſer monotonen Aufſchichtung, in dieſem emporgezackten Baſalt, in dieſen Meermuſcheln und dicht an den Leib gehaltenenen Rudern und Steuern kann ich nur Ungeſchmack, nur Neuerung, keine Kunſt finden.

Die Schatzkammer.

Ich habe die kaiſerliche Schatzkammer beſucht. Unter den vielen Arbeiten aus Elfenbein, Rhinozeroshorn, Achat, Jaspis, Porphyr und Lapislazuli, unter den ſchimmernden Diamanten der Krone, unter den Krönungsmänteln und den Taufzeugen, unter all' den peruvianiſchen Reichthümern, von denen ein Splitter ganze Familien beſeligen würde, haben mich nur zwei Gegenſtände intereſſirt: der Kinderwagen des kleinen Königs von Rom, den die Bürger von Paris fertigen und ihm überreichen ließen, und ein aus Holz geſchnitzter todter Kanarienvogel, das Meiſterwerk eines Franzoſen aus Nancy. Knüpfte ſich an erſteren die erneute Erinnerung an Napoleon, ſo mußte ich

an letzterem die Befähigung eines Genies bewundern, das aus einem Stücke Holz eine solche Masse staubartiger Federn, eine so lebendige Naturanschauung zaubern konnte. Dieser Kanarienvogel ist wahrhaft erstaunenswerth. Seine Flügel, das rückwärtsgesunkene Köpfchen, die gebrochenen Augen sind so wahr, daß man den kleinen Körper für ein Product der Natur zu halten geneigt ist.

Die Reitſchule.

Die ſchöne Winterreitſchule in der Burg gewährt einen impoſanten Anblick. Hier leitete Maria Thereſia ein Frauencarouſſel, bei dem ſie ſelbſt die Preiſe gewann, und hier fand zur Zeit des Wiener Congreſſes das kaiſerliche Carouſſel ſtatt, woran die vierundzwanzig wiener Schönheiten mit dem Namen belles d'amour Theil nahmen. In Anzügen aus dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert, funkelnd in Diamanten und Gold, ſaßen ſie oben auf der Tribüne und ſchauten dem Rennen und den Gefechten der vierundzwanzig Ritter zu. Neben ihnen die Kaiſer und Kaiſerinnen, die Könige und Königinnen, die Fürſten Deutſchlands und die Diplomaten Talleyrand, Hardenberg,

Castlereagh, Nesselrode, Löwenhjelm ꝛc. Das war ein Strahlen, ein Wetteifern, eine Nacht, die zum Tag gemacht war; das war ein Eifersüchteln, ein Intriguiren, ein Haschen, ein Kokettiren, bis Alles zurück in die Vergessenheit, zurück in das Alltagsleben sank, bis der Wiener Congreß zerstob und Diesem ein Stück Land genommen und Jenem ein Stück Land gegeben hatte.

Ebenso lebhaft als in dieser Reitschule wird man an den Wiener Congreß in der Remise erinnert, wo die vergoldeten Schlitten stehen, in denen die Kaiser, Könige und Herzöge ihre Damen spazieren fuhren. Das sind freilich andere Schlitten als die kleinen, unscheinbaren unserer Zeit. Sie stammen von Maria Theresia, die einmal sogar Schnee von weither in die Straßen Wiens führen ließ, blos um das Vergnügen einer Schlittenfahrt zu haben. Neben diesen kolossalen, mit schönen, wenn auch barocken Zierrathen versehenen Schlitten stehen die Krönungsequipagen, mehr oder weniger mit Gold und Alterthümlichkeit geschmückt, und unter ihnen der Huldigungswagen. Ganz

ſchwarz, weil ein Kaiſer nur auf dem Grabe des andern ſich huldigen laſſen kann, iſt er von wunderbar ſchöner Schnitzarbeit und unſtreitig ein Meiſterwerk der Kunſt und des Geſchmacks. Wie manches Kaiſerherz hat hier ſchon ſeiner Zukunft entgegengeſchlagen! Wie viele ſtolze Hoffnungen ſind in dieſem Wagen durch die wiener Straßen gezogen worden! Wie Manches hat ſich bewährt! Wie Vieles iſt unerfüllt geblieben!

Sehr impoſant ſollen die in der Reitſchule aufgeführten Muſiken im Winter ſein, für die das Orcheſter an tauſend Inſtrumente ſtark iſt. Eine ſolche großartige Wirkung zuſammenarbeitender Kräfte findet ſich vielleicht nirgends als eben in Wien!

Das Sophienbad.

Man hatte mir ſo viel vom Sophienbad geſprochen, daß ich, ohne zu wiſſen, was dies Bad ſei, hinaus in die Anſtalt fuhr, in der Vorausſetzung, eine muſterhafte Ordnung und eine elegante Einrichtung zu ſehen. Als ich anlangte, traf ich einen Portier, der, an der Caſſe ſitzend, mich Billets zum Einlaß bezahlen und dann zwei Treppen hinaufſteigen ließ. Das kam mir ſeltſam vor; allein was thut man nicht Alles, um ſein Touriſtengewiſſen zu befriedigen? Ich ſtieg alſo und ſtieg bis ich die zwei Treppen erklommen hatte. Ein zweiter Portier nahm mir in aller Ruhe die Billets ab, öffnete eine Thüre und ließ mich näher treten. Ich ſah eine weite, mit kleinen Säulen getragene Halle,

die eine Balüſtrade bot. Elegante Damen ſaßen auf Stühlen mit Lorgnons bewaffnet und ſahen hinab. Ich kam näher. Himmel, welch ein ſeltſamer Anblick, der ſich mir jetzt darbot! Unter mir hatte ich ein ungeheures Waſſerbaſſin, in dem wol an zwanzig Männer und Knaben Schwimmunterricht nahmen. Die Einen bewegten ſich an Stricken, die der Lehrer ihnen umgebunden, die Andern ſtanden auf Wippbretern, von denen ſie ſich hinab in die Tiefe ſtürzten. Da waren kaum der Kindheit entwachſene Jünglinge, die jubelnd und blond im Waſſer herumplätſcherten, und ſchwarze bärtige Krausköpfe, die, wohlgemäſtet, ſich's ſehr ſauer in ihrer Tritonenarbeit werden ließen. Hier hatte ein Kind ſich in ein naſſes Badetuch gewickelt, dort ſchien ein Lehrer einem Aeltern Muth durch Zuſprechen einflößen zu müſſen. Ueberall gruppirten ſich die Schwimmenden am breternen Rande und im Baſſin; überall ſchien Heiterkeit und Freude zu herrſchen — und oben ſaßen die Töchter Eva's und guckten hinunter in dieſes ſeltſam bevölkerte Waſ-

ſer, das, abgelaſſen, einen Tanzfußboden hat. Ob mir das komiſch vorkam? Ich geſtehe, daß mir die wiener Harmloſigkeit hier barock erſchien. Ich kann nicht billigen, daß man Frauen in eine Anſtalt als Zuſchauerinnen läßt, die nur für Männer iſt. Was ſoll dieſes unbefugte Sichhinzudrängen? Was dieſes ſich im Naturzuſtande Beſchauenlaſſen? So unſchuldig ſind wir Alle nicht mehr, daß wir uns im Paradieſe wähnen könnten. In dieſem allein wäre eine ſolche öffentliche Schwimmanſtalt zuläſſig; an anderen Orten iſt ſie ſehr anſtößig und weckte in mir das Bedauern, daß ich mich von dieſer Anſtalt nicht vorher beſſer hatte unterrichten laſſen.

Die Gemäldesammlung des Fürsten Paul Esterhazy.

In der Maria-Hilf-Vorstadt liegt ein Palast von dunkeln Büschen umgeben, eingezäunt durch hohe Bäume, fern vom Wagengerassel, losgelöst von Wien und doch mitten im Getümmel. Das ist der Palast des kunstsinnigen Fürsten Paul Esterhazy. Wenn man durch das Portal in den Hof und dann eine Treppe hinauf in die erste Etage steigt, öffnet sich eine unabsehbare Reihe Zimmer, in denen eine solche Masse herrlicher Gemälde aufgestellt ist, daß man in der That über das Besitzthum eines Privatmannes und über die Opfer, die hier der Kunst gebracht worden sind, staunt.

Die Sammlung enthält circa sechshundert Gemälde, mehr oder weniger bedeutend und musterhaft aufgestellt. Ich übergehe die ersten Zimmer, die die „Holländische und Niederländische Schule": die Rembrandts, die Van Dyks, die Wouwermanns, die Ruisdaels, die Tenniers, die Van Os, die Rubens, enthalten. Ich besehe nur flüchtig die französischen Meister, die Poussins und Claude Lorrains, um zu den lieblichen Murillos zu gelangen. Da ist ein Straßenjunge, ein reizender Gamin, dem man seiner idealischen Schönheit willen die zerlumpten Kleider und die Schmutzanflüge vergibt, und da ist eine Maria mit dem Jesuskinde, welches drei Missionairen Brot darreicht. Welche Emancipation von der Schule und dem System! Welche kecke Wahrheit! Welche glühende Anschauung der Heiligkeit in dieser Maria und in diesem Kinde! Alles an dem Bilde ist ein belauschter Uebergang des Zeitlichen zum Ewigen. Was wir denken und fühlen können im Glauben an die Mutter Gottes, das ist mit Farben zusammengehalten. An die kann man sich aufgelöst lehnen; in diese Augen

kann man ein Jahrhundert lang blicken. Ja, wäre dies Bild in einer Kirche, ich kniete davor und begriffe, daß man vor Bildern beten kann.

Murillo hat eine Bauerdirne mit einem Spinnrocken und das Bildniß eines jungen Mädchens gemalt. Das ist so liebenswürdig an diesem Meister, daß er das Zarteste und das Derbste, das empfindungsvollste Seelenleben und die materiellste Brutalität darstellen kann und immer naiv, immer würdig, immer ästhetisch bleibt. Ich glaube auch, daß das in Spanien leichter als anderswo ist, denn die Scholle beherrscht den Menschen. Sie gibt ihm Anschauungen und Erfindungen, die er nur auf ihr haben kann. Jedes Land hat seine Symbole. Spanien hat Wärme und Schönheit, darum glüht Murillo wie die Sonne über ihm!

Unter den italienischen Bildern habe ich Titian's Geliebte, von ihm selbst gemalt, einen Christus von Guido Reni und von Mola das Jesuskind sehr schön gefunden. Das reichste Zimmer ist unstreitig das elfte, das Leonardo da Vincis, Domenichinos und Correggios von großem

Werthe hat. Das Bildniß des Leonardo da Vinci von ihm ſelbſt und das des Correggio von Jenem gemalt, ſind durchgreifende Erſcheinungen. Beide, eingehüllt in das Gewand der Wirklichkeit, mit den pulſirenden Geiſteskräften haben edle Phyſiognomien. Leonardo da Vinci iſt kräftiger als Correggio, aber dieſer iſt ſchöner. Wie tief und frei er uns anſieht! Wie gemäßigt und gläubig ſich das Geſicht nach oben wendet! Wie viele Ahnungen und Wünſche um den leidenden Mund ſchweben! Leonardo hat etwas vom göttlichen Trotz mit herunter auf die Erde genommen. Seine Augen verrathen Stoicismus. Der will und was er will, das ſetzt er durch.

Recht hübſch iſt ein Schutzengel von Matteo Roſſelli. Es iſt eine liebliche Idee, daß uns ein Engel mit kühlem Flügelſchlag umſchwebt, daß er uns tröſtet, wenn wir leiden, ſchützt, wenn wir Gefahr laufen. Wer kann angeben, wie der Glaube uns kam? Aber er iſt tiefgewurzelt; er beſucht uns im Schlafe, er ſchlägt mit uns die Augen auf. So will ich wünſchen, daß Jedem

sein Engel so lieblich und sanft wie der Schutzgeist Roselli's erscheine.

Unter der „Deutschen Schule" befindet sich ein Bild von Angelika Kaufmann, „eine Dame am Putztisch", unstreitig besser als der junge Pyrrhus gelungen, der dem Glaucias vorgestellt wird. Ich glaube nicht, daß Frauen zum Historischen berufen sind. Sie interessiren sich zu lebhaft fürs Einzelne, um den Instinkt der Masse zu haben. Jeder Moment in der Geschichte ist abgerundet und diese Abrundung wiederzugeben, ist eine zu abstracte Aufgabe, als daß sie den Frauen gelingen könnte. Das beweist Angelika durch ihren Pyrrhus, wie Schriftstellerinnen das durch ihre historischen Romane beweisen. Sie können viele Detailschönheiten haben, aber sie werden selten ein Ganzes bilden.

In einem untern Raum der Esterhazy'schen Sammlung steht die Büste Napoleon's von Canova und eine Tänzerin von Thorwaldsen; die Eroberungslust seiner Physiognomie erscheint in dieser Napoleon's-Büste dem Ehrgeiz untergeordnet.

Seine Stirn scheint ruhig; nur um die Lippen zuckt es despotisch und das Selbstbewußtsein scheint Blitze gegen das Schicksal schleudern zu wollen. Sir Hudson Lowe stand einst vor diesem Werk. Als man ihn fragte, ob es ähnlich sei, erwiderte er: „In St. Helena sah Napoleon anders aus!" Ich glaub's ihm wol, diesem Werkzeug kalter, wenn auch nothwendiger Politik, daß Napoleon ein anderer Ausdruck als dieser auf seiner Prometheusinsel abgenöthigt worden ist. Aber ich denke mir, gegohren hat es doch stets in ihm. Das war seine Natur und die Natur verwandelt sich nicht, die ist immer dieselbe.

Das kaiserliche und bürgerliche Zeughaus.

Einen großen Eindruck machte mir das kaiserliche Zeughaus in seiner künstlerischen Aufstellung von hundertfunfzigtausend Waffen. Das Gebäude bildet ein Viereck. Im Innern des Hofes ist eine ungeheure Kette aufgehängt, die die Türken zur Sperrung der Donau verfertigen ließen. In dem ersten Stockwerk reiht sich ein Saal an den andern und jeder dieser Säle ist von oben bis unten, die Decke mit eingerechnet, mit Flintenläufen, Säbeln, Pistolen, Bayonneten, Fahnen, Rüstungen, Kanonen, kurz, alle Dem geschmückt, was der Krieg in seinem blutigen Gefolge führt. Man sieht nichts als Waffen, von den ältesten bis zu den neuesten; eroberte Fahnen und französische Adler,

schwerfällige Lanzen und schöngearbeitete Panzerhemden, Ritter, die zu Pferde und zu Fuße, das Visir geschlossen oder offen, ins Feld zu ziehen scheinen, Alles massenhaft und mit einem überraschend künstlerischen Geschmack geordnet. So bilden z. B. an dem Plafond der Säle Waffen aller Gattungen östreichische Adler. Man denkt, das sei wenigstens stellenweise mit Farben ergänzt. Das Material jedoch, was dazu verwandt ist, sind Pistolenläufe, Bayonnete, Flintenschlösser, nichts weiter; die Säulen, die die Säle stützen, sind aus Gewehren, von denen eins im andern steckt, in elegantester Form gebildet. Die Nischen, in denen die Rüstungen stehen, sind überall mit Waffen bekleidet. Alles scheint Zierrath und doch ist dies Zeughaus nur ein Depot, von dem jeder einzelne Theil brauchbar ist. Dabei hat es manche historische Reliquien, Rüstungen aus entfernten Zeiten, Fahnen und Uniformen der neueren Kriege; auch Fahnen von den Kreuzzügen her mit dem Zeichen des Kreuzes, mit Christusbildern, die man sich hochflatternd in den Lüften, von der Begeisterung

getragen denken muß; einen Hut von Gottfried von Bouillon, das Wamms, in dem Gustav Adolf die mörderische Kugel traf, so Manches, woran man heitere und ernste Gedanken spinnen, den Charakter einer ganzen Zeit übersehen, Götzendienerei und Christenthum studiren kann. Natürlich läuft auch Fabelhaftes unter. Zu diesem gehört die Rüstung der schönen Libussa und ihrer Waffengefährtin Wlasta, die Beide männliche Kleidung und eiserne Spitzen an den Füßen trugen. Mit diesen, erzählt die Fabel, tödteten sie die gebrauchten und verbrauchten Liebhaber. Der besonders grausamen Wlasta, dieser geschwornen Männerfeindin, diesem Ausbund fraulicher Emancipation, hat man ein abschreckend häßliches Gesicht gemacht. In deren Brust wohnte kein Ideal der Hingebung, kein harmonisches Gesetz der Liebe; die hatte nur den Egoismus des Mannes, die weibliche Verirrung der Freiheit. Zu dem Gesicht der Libussa würde ich schon eher Vertrauen fassen. Sie ist wenigstens schön. Die Schönheit ist immer eine Vermittelung und Versöhnung, ein milderndes Prin-

cip, eine Aufforderung zur Dankbarkeit. Die Schönheit hat das Bewußtsein ihrer Gewalt; sie braucht nicht zu erringen, weil sie besitzt, statt daß die Häßlichkeit aus dem unklaren Gefühl ihrer Muthlosigkeit den Haß und den Drang nach Ersatz großzieht. Sie hat sich gegen etwas zu wehren; sie muß gegen den von ihr gemachten Eindruck zu Felde ziehen. Aecht weibliche Charaktere gehen aus dieser Prüfung geläutert hervor; aber die schroffen werden hart wie Wlasta, gefährlich und emancipationssüchtig sein.

Unter den Rüstungen sind auch welche für Kinder, leicht und graziös gearbeitet, die die alten Ritter ihren heranwachsenden Geschlechtern zur Uebung und Vorbereitung für schwere tragen ließen. Mich haben diese kleinen Helme, Knie- und Armstücke ungemein in der Betrachtung interessirt, wie vernünftig unsere Vorfahren ihre Kinder zu erziehen wußten. Gleich von der Geburt an verfolgten sie einen bestimmten, gradeauslaufenden Zweck, übten die Glieder, entwickelten und stärkten für den Gedanken, daß das Leben weniger Genuß

als Arbeit sei, indeß wir immer auf die Verwöhnung, auf die Verflachung lossteuern, immer den Kleinen, statt ihnen ein Ziel vorzustecken, Zeitzersplitterung, Befriedigung des Instinkts, Entschuldigung für Schwäche lehren. Wir nennen unsere Vorfahren roh. Rohheit ist besser als Feigheit. Rohheit setzt wenigstens ein frisches, freies Naturgefühl, ein Festhalten am Recht, ein ausgeprägtes Pflichtgefühl voraus, statt daß unsere Epoche Demoralisation, Hochmuth, hundert Thorheiten und nicht eine Tugend besitzt. Die Grundgedanken unserer Vorfahren waren einfach und klar; diese machten sie groß. Was sind unsere Unterrichtsmethoden, unsere pädagogischen Erziehungsprojecte anders als verwirrende Systeme, die die jungen Köpfe in Fieber versetzen? Wir haben Erzieher, aber es sind bezahlte; wir haben Mütter, aber sie sind träge oder vergnügungssüchtig; wir haben einen Staat, aber er ist stabil.

Das bürgerliche Zeughaus ist lange nicht so reich wie das kaiserliche. In diesem bewahrt man die Uniform von Franz I. auf. Als der Custode

sie uns zeigte, machte er uns aufmerksam auf die Spuren des „hochseeligen Schweißes“. Verwunderliche Pietät, sinnlose Gutmüthigkeit, demüthigende Götzendienerei für den Herrscher!

Der Augarten.

Vom Zeughaus rettete ich mich ins Freie. Da wehte mich das Leben, die Heiterkeit an, da fühlte ich, daß es sich, um das Daſein ſchön zu finden, im Grunde mehr um das Princip in als außer uns handle, da iſt mir, unter den majeſtätiſchen Bäumen des Augartens, wieder ſehr wohl geworden. Die beneidenswerthe Ruhe, die man in dieſem nun verlaſſenen Parke genießt, der Anblick der üppig prangenden Natur, das Flüſtern und Zittern der Blätter und Gräſer haben etwas Tröſtendes. Ich finde es erfreulich, wenn große Städte in ihrer unmittelbaren Nähe ſchöne, ſchattige Spaziergänge beſitzen. In jedem gebildeten oder ungebildeten Gemüthe lebt das Bedürfniß, ſich

Stunden der Einkehr zu gewinnen, Stunden, wo es die guten und bösen Eindrücke, das Herbste und Süßeste nochmals durchempfinden kann. Kein Ort kann geeigneter dazu als ein Park oder auch nur ein einsamer Garten sein. Ueberdies hat die Natur Etwas, das das poetische Erfassen der Gegenstände nährt und entwickelt. Der Anblick eines schönen, weit in die Wolken hineinragenden Baumes, die lieblich zarten Färbungen des Laubes, die Sonnenblicke auf der Erde, die zwischen Moosen und Farrenkräutern herumhüpfen, das Zwitschern der Vögel, das Summen der Insekten weckt andere und bessere Gedanken, als die im Triebrad der städtischen Geschäfte, auf der Straße oder in den vier Wänden entstehen.

Der Augarten gehört unter Joseph's II. philanthropische Einrichtungen. Er öffnete ihn dem Publicum mit der Inschrift: „Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort, von ihrem Schätzer." Damals strömte ganz Wien hin. Damals war es wirklich ein Ort der Erheiterung. Ich will auch glauben, daß er schön war mit dem bunten

Gewirre in seinen steifgeschnittenen Lenotre'schen Gängen, mit den Volksfesten und der schmetternden Musik. Mir behagte er in seiner jetzigen, fast schwermüthigen Gestalt, in seiner sinnigen Einsamkeit, in der Stille und Fülle der Bäume. Ich bin oft im Augarten gewesen, weil er in dieser Jahreszeit, reich an Schatten und Licht, an Duft und Farbe, immer eine Stätte des Friedens und der Erholung war.

Die Akademie der Wissenschaften.

Als Leibnitz vor hundert und einigen dreißig Jahren in Wien war, faßte er den Gedanken, die Gründung einer Akademie der Wissenschaften anzuregen. Der Gedanke scheiterte an Hindernissen, die sich aufwarfen. Maria Theresia nahm die Idee funfzig Jahre später wieder auf und wieder ging sie unter in Intriguen und Machinationen. Viel hatte daran die Geistlichkeit Schuld, die in den Reformen und Neuerungen immer nur die Beeinträchtigung ihrer Rechte sieht. Aber was Leibnitz und Maria Theresia nicht gelungen war, das setzte Hammer-Purgstall durch. Er scheute seit zehn Jahren keine Mühe, um endlich ein Institut ins Leben treten zu lassen, dessen Nichtvorhandensein

ein bedeutungsvolles, vielfach zu beantwortendes Fragezeichen für östreichische Zustände war. So ist sie denn endlich, diese langersehnte Akademie, und zwar unter der Aegide des Erzherzogs Johann hervorgerufen. Der Fürst Metternich ist ihr Curator. Hammer-Purgstall ist Präsident. Schon sind wichtige Fragen und unter ihnen die wichtigste, die Censurfrage, verhandelt worden. Aber hier stockt es wieder. Je dringender das Bedürfniß einer freiern Presse ist, desto drückender sind die Bande, die wie Polypenarme jeden Athemzug umstricken. Der freie Gedanke, das Wort, die Schrift sind noch immer gefesselt.

Der juridisch-politische Leseverein.

Unter solchen Umständen ist das schon ein Fortschritt zu nennen, daß sich in Wien ein juridisch-politischer Leseverein gebildet hat, in dem die ausländischen Zeitungen gelesen und Bücher und Broschüren aller Art aufgelegt werden. Ich habe das Local gesehen; es ist ein hübscher Anfang für die Zukunft zu nennen, denn es ist ein Mittelpunkt der Intelligenz, ein Kommen und Gehen, ein Lesen, das auf gemeinschaftliches Interesse gegründet ist. Angeregt durch Sommaruga ist dieser Verein seit 1842 entstanden. Er darf mit Genehmigung der Regierung selbst verbotene Bücher und Zeitschriften, nur nicht die Bremer und Kölner Zeitung und die „Grenzboten" halten. Diese drei

Blätter sind streng überall untersagt und werden deshalb wol am meisten gelesen. Gelesen wird überhaupt Alles, aber je anregender das Ausland ist, desto beklemmender ist das Vorlegeschloß, das der Schriftsteller hier am Munde trägt. Die Vorträge über Phrenologie, die vor einigen Jahren in Wien gehalten werden sollten, wurden als irreligiös verboten. Es ist erstaunlich, worin die hochehrwürdigen Herren die Gotteslästerung suchen. Komisch war es dabei, daß, als der Phrenolog in einem Gesandtenhause Privatvorträge hielt, man hier seine Divinationsgabe auf die Probe stellte, indem man ihm den Abriß eines Schädels hinreichte, von dem er muthmaßte, der Träger desselben sei weder ein Poet, noch ein Idealist gewesen. Es war Schiller's Schädel. Solche menschliche Irrthümer lassen sich die für gefährlich gehaltenen Phrenologen zu Schulden kommen und doch werden ihre Vorträge in Wien als irreligiös verboten.

Der allgemeine Hülfsverein.

Der Winter siebenundvierzig hat überall Wunden und auch in Wien geschlagen. Als die Noth wuchs, die Armen obdachlos, vom Hunger halb getödtet, durch alle Thore in die Stadt schlichen, bildete sich ein allgemeiner Hülfsverein, der in seinen Statuten äußerst praktisch zu nennen ist. Nicht allein, daß täglich durch ihn nahrhafte Suppen vertheilt werden, es wird auch für Kleidung, für Schlafstellen, für Arbeit, für Ankauf von Lebensmitteln im Großen gesorgt, um der ärmern Classe den Einkaufspreis zu erleichtern. Ohne Unterschied der Religion, des Geschlechts und des Standes ist hier Jeder, der sich genugsam aus-

weiſen kann, willkommen. Der Graf Colloredo-Mannsfeld ſteht an der Spitze dieſes Vereins und ihm nach folgen viele ehrenwerthe Namen, deren Philanthropie ſehr achtungswerth iſt.

Der Narrenthurm.

Auch in anderer Rückſicht ſcheint in Wien ein Humanitätsfortſchritt und zwar für die Menſchenclaſſe zu geſchehen, welche die leidendſte unter allen Leidenden iſt. Ich meine die öffentliche Irrenanſtalt, deren Localität ſo furchtbar ſchlecht, ſo durchaus auf die Entwickelung und Förderung des Wahnſinns berechnet ſcheint, daß endlich an beſſere, wohlthuendere Räume gedacht werden muß. Schon liegt ein Plan zur Unterſchrift des Kaiſers vor, der den Unglücklichen wenigſtens die Möglichkeit des Geſundwerdens eröffnen wird. Es handelt ſich um ein Capital von achthunderttauſend Gulden zur Aufführung eines Gebäudes, das den unſeligen Narrenthurm, dieſen ſchrecklichen Irrthum des

vorigen Jahrhunderts, in Folge deſſen die Irren unſchädlich gemacht, aber nicht geheilt werden konnten, in eine andere, praktiſchere, menſchenfreundlichere Form bringen ſoll. Die Aerzte haben die beſten Abſichten; ſie haben Kenntniſſe, Befähigung, Ausdauer, aber ſie werden theilweiſe in ihrem Berufe durch den Mangel einer pſychiſchen Direction, hauptſächlich durch die Localität und den Mangel an Platz gehindert, da dieſer es nothwendig macht, oft zwei, drei Irre in ein ganz kleines Zimmer zuſammenzuthun, wo ſie ſich natürlich durch dieſen beſtändigen Contact gegenſeitig in ihrem Wahnſinn beſtärken. In Prag iſt bereits eine vortreffliche Irrenanſtalt ins Leben getreten. Warum nicht längſt in Wien, wo es ſich doch nur um den Federzug eines Einzigen handelt? Ach das Unglück der Geiſteskrankheit iſt groß, ſo groß, daß ich, als ich den Narrenthurm geſehen, Gott aus tiefſter Seele für das Gleichgewicht in mir, für den Beſitz von fünf geſunden Sinnen hätte danken mögen! Was iſt der Menſch, wenn er die Selbſtbeherrſchung verliert? Wenn ſie über ihn

herstürzen die Dämonen des Wahnes, wenn die Gedanken sich hoch- oder demüthig so tief verwirren, daß er von ihnen hin- und hergezerrt, gepeitscht, gebissen wird und er nun aufschreien muß, wenn die Worte sich überstürzen, wenn er nicht mehr die Wahrheit vom Trug, sich selbst nicht mehr von Anderen unterscheiden kann? Irre leiden sehr! Sie wissen es Alle, daß sie wahnsinnig sind; sie sind nur physisch oder psychisch so schwach, daß sie sich nicht beherrschen können. Immer im Kampfe mit einer andern dunkeln Macht, die ihnen Schattenbilder an die Wand malt, haschen sie nach ihnen, arbeiten sie sich ab, bilden sie sich zu Zeiten ein, Dies oder Das erlangen zu müssen, und fühlen doch selbst, daß all' ihr Wollen, Thun und Sehnen nichts als Verwirrung ist. Der Aufregung folgt dann Stumpfsinn oder Entmuthigung. Sie sitzen Tagelang im Nichtsthun, im Nichtdenken, lächeln wol auch, weinen wol auch, bis irgend eine äußere oder innere Einwirkung sie wieder emporreißt, bis sie den Veitstanz mit der Macht neben ihnen wieder beginnen und immer tiefer

darin untergehen müſſen. Wie habe ich in dieſem Narrenthurm gefühlt, daß der Wahnſinn die Nachtſeite des Lebens, ſeine Hölle iſt! Wo gibt es ein ſchrecklicheres Drama als dieſes! Welche Verzerrungen des Ehrgeizes, der Liebe! Welche aufreibenden Kämpfe, welches Rennen und Laufen! Immer iſt es ein Gedanke, der ſich vor den Verirrten ſtellt, der ihn ruft, anlächelt, der ihn einladet, der ihm ſagt: Hoffe! Glaube! der ihn neckt, der ihm das Wort bricht, der ſich naht und wieder davonläuft. Die Ordnung, die Pünktlichkeit, die Regel iſt dieſen Unglücklichen ein Greuel. Die Zeit iſt ihnen unleidlich und troſtlos. Sie möchten ihr Weh ausſtoßen, hinaus in die Einſamkeit gehen, den Himmel über ſich, die Erde unter ſich fühlen und ſie ſind im Narrenthurm!

Ich ward zuerſt in eine Filialanſtalt geführt, wo ſich in einem ſehr kleinen, traurigen Local die für heilbar angeſehenen Kranken unter der ſpeciellen Aufſicht des Secundararztes Herrn Flögel befinden. Sein wohlwollendes, freundliches Weſen flößte mir Achtung und Vertrauen ein. Ich ſah

an der Art, wie er von seinen Irren redete, daß er sie liebte, mit ihnen litt, daß er sie gern geheilt wissen möchte; aber ich fühlte auch, daß die Regierung ein solches Bestreben unterstützen sollte, daß nicht Alles so ist, wie es sein könnte. Diese Filialanstalt hat kleine düstere Zimmer, in denen mehre Betten zusammenstehen, aber auch einen großen, geräumigen Garten, der schon eine Annäherung zur Freiheit scheint. In den unteren Räumen waren meist Männer. Einer unter ihnen fiel mir auf. Es war ein alter Mann, der eifrig in einem Buche las. Als wir in sein Zimmer traten, sah er sich scheu um und als wir näher kamen, klappte er sein Buch zu, stand auf, sah mich von oben bis unten an und verließ uns trotzig. „Das ist ein verrückt gewordener Astronom", sagte Doctor Flögel, „ein Mann von großen Kenntnissen, der sich unverstanden und unbewundert glaubt und die Menschen haßt, die zu ihm kommen. Sein Stubenkamerad ist anderer Art. Sehen Sie, hier stelle ich Ihnen einen in den orientalischen Sprachen Bewanderten, einen Gelehrten vor, der aber

plötzlich alles Vertrauen zu sich verloren hat und sich einbildet, nichts mehr leisten zu können. Was der Astronom zu viel hat, das hat dieser zu wenig."

„Der Herr Doctor sind zu gütig", entgegnete der Irre traurig. „Ich weiß nichts, bin nichts. Ich lese hebräisch, arabisch, persisch, aber, lieber Gott, was ist das? Man soll leisten, leisten... ich kann nichts als lesen!" Er setzte sich abgewandt von uns hin und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Ich hätte dem Armen gern eine Portion von der Arroganz, die da draußen in der Welt Hand in Hand mit der Unwissenheit geht, zukommen lassen. Das hätte ihn geheilt. Allein so in sich versunken, grub er sich immer tiefer in die Muthlosigkeit hinein, zweifelte immer mehr, litt immer mehr. Ein wehmüthiger Anblick!

Der Doctor Flögel befolgt das System, die Art der Verirrung in Gegenwart des Kranken zu nennen. Ich gestehe, daß ich eine große Beschämung in der Seele Derer empfand, deren Fehler und Schwächen so vor mir aufgedeckt wurden. Später hat mich die Reflexion zu der Betrachtung ge-

bracht, daß dieſes an ſich energiſch wirkende Mittel, immer ein Mittel, eine Aufſtachlung zur Selbſtbeherrſchung und zur Einkehr in ſich ſelbſt iſt. Doctor Flögel verfehlt nicht, die Beſuchenden den Patienten vorzuſtellen, deren ehemalige Stellung eine ſolche Formalität zur Gewohnheit werden ließ. Jeder Irre, dem oder der ich genannt wurde, verbeugte ſich immer ſehr anſtändig. Eine unter ihnen war die Frau eines Militairs. Sie hatte die Manieren der guten Geſellſchaft und machte Gedichte. Ihre Krankheit war Trübſinn. Wer ſie, gut gekleidet, mir einen Stuhl reichen, ſich ſelbſt niederlaſſen und ein Geſpräch führen ſah, der hätte ſie unmöglich für wahnſinnig halten können. Auch war ſie es nur zuweilen! Leider geſtattete die Localität nicht, ſie in ein eignes Zimmer zu betten, ſondern die Arme ſchlief mit einer andern Frau zuſammen, die, im Wochenbett verrückt geworden, einen wahren Heidenſpectakel machte. Sie lachte und ſprach in Einem fort; ihre Haare hingen, pechſchwarz, aufgelöſt auf den Schultern, die Züge waren völlig verwirrt.

Von diesem herzzerreißenden Eindruck fort, trat ich in das Zimmer einer alten Frau, die mich sehr wohlwollend empfing. Sie war die Tochter eines Künstlers gewesen und hatte ihr Talent auf dem Clavier bis zur Virtuosität ausgebildet, hatte immer allein für sich bei dem Vater gelebt, der von der Mutter getrennt war, und als dieser starb, ihre kleine Einsiedlerexistenz fortgesetzt. Plötzlich in einer schlaflosen Nacht kommt ihr die Erinnerung und die Sehnsucht an die Mutter. Sie springt aus dem Bette, kleidet sich an, wartet den Tag kaum ab und läuft, immer tiefer, immer brennender das Verlangen nach der Mutter in sich, von Straße zu Straße, von Haus zu Haus. Sie kennt Niemand in diesem ungeheuern Wien, als ein paar Menschen. Die müssen ihr suchen helfen. So sucht sie ein, zwei, drei Monate und findet ihre Mutter nicht. Jetzt wird der Schmerz rasend. Sie will die Mutter finden, sie muß sie finden. Es läßt ihr keine Ruhe. Sie ist immer auf der Straße. Sie fragt einen jeden Vorübergehenden. In jeder weiblichen Erscheinung glaubt sie die Ver-

lorene, die ihr Unbekannte, die heißgeliebte Mutter zu entdecken. Und nirgends eine Spur! Da legt sich der Wahnsinn über sie und Mitleidige führen sie in die Filialanstalt. Sie ist alt. Ihre Mutter muß der Natur nach längst todt sein, aber sie glaubt es nicht, oder glaubt sie es, so scheint es als sagte sie es mehr aus Gefälligkeit, als aus Ueberzeugung. Sie lächelte wehmüthig, als der Doctor Flögel mir ihre Geschichte erzählte. „Sie mußte wahnsinnig werden, es war eine psychologische Nothwendigkeit! In diesem abgeschlossenen Leben, mit diesem exaltirenden, die Nerven abwirbelnden Talente mußte das so kommen", sagte er erklärend. Die Kranke nickte sehr verständig mit dem Kopf. Sie schien bestätigen, dem Doctor Flögel Recht geben zu wollen, aber mit einer Trauer im Auge, die ich ihr nie vergessen werde.

Wir kamen zu einem jungen Mädchen, das Garn abwickelte. Sie sah sehr sanft aus, blickte aber nicht auf, als wir näher traten. „Die da ist eine geheimnißvolle Erscheinung", erklärte der Arzt. „Seit sie in der Anstalt ist, hat sie noch

nicht ein Wort geredet. Sie scheint sich zu einem ewigen Stillschweigen verdammt zu haben. Ich vermuthe, daß der Grund dieses Zustandes verschmähte Liebe ist." Die Kranke bückte sich tiefer; sie wickelte emsiger ihr Garn ab, schien aber im Ganzen untheilnehmend und stumpf. Dicht neben ihr saß eine Frau auf einem Stuhle, die jedoch bei unserer Annäherung aufgestanden war. „Fräulein, ich stelle Ihnen hier Frau von B. vor."

Das Fräulein verbeugte sich mit freiem, heiterm Anstande. „Gnädige Frau", fuhr der Arzt fort, „die Dame ist die Perle unserer Anstalt. Sie ist fleißig, gehorsam, heiter. Sie hat ein durch und durch anständiges Benehmen. Nur hat sie die Grille, sich zuweilen für die Großfürstin von Rußland zu halten und diese auch — vorstellen zu wollen."

Das Fräulein ward wie mit Blut übergossen. „Herr Doctor", sagte sie mit concentrirter Heftigkeit, „ich danke Ihnen für das mir gegebene Zeugniß. Es ehrt mich, allein mein Geheimniß — das

Geheimniß meiner Würde, hätten Sie für sich behalten können."

Sie wandte sich ab. „Warum beschämten Sie diese da?" fragte ich sehr beklemmt. „Das ist nothwendig", entgegnete Doctor Flögel. „Ohne diese fast objective Hinstellung ihrer Verirrung würde ich nie zu einem Resultate kommen. Ich lasse nicht ab, ihr ihre Thorheit vorzustellen. Ich beleuchte sie von allen Seiten. Sie hat Augenblicke, wo sie sich schon selbst als geschlagen bekennt. Der Zweifel, den ich in ihr durch Aeußerungen, wie diese gegen Sie, erwecke, ist wohlthuend und eingreifend. Sie wird auf Ihren Besuch zurückkommen und ich werde ihr logisch beweisen, daß, wenn sie die Großfürstin von Rußland wäre, Frau v. B. sich anders, als sie gethan, benommen haben würde."

Wir besuchten den Garten. Theilweise saßen die Irren im Sonnenschein, theilweise gruben oder jäteten sie oder gingen spazieren. Einige sprachen immerfort. Der Arzt erklärte mir diese Erscheinung, indem er mir sagte: Das seien Kranke, die

an Gehörhallucinationen litten. Es seien die Unglücklichsten, weil das Getöse um sie, das Chor unsichtbarer Stimmen, das sie beständig zu vernehmen glaubten, sie zum fortgesetzten Sprechen reize. Die hätten weder Tag noch Nacht Frieden, wehrten sich gegen das Unsichtbare und müßten nicht selten Zwangsjacken tragen. Diese und das Festschnallen im Bett seien die über sie verhängten Strafen. Nützlich seien die Sturzbäder, obwol der dadurch hervorgebrachte Eindruck augenblicklich oft erschütternd wäre. Recht erfreulich war es mir, als Doctor Flögel mir sagte, er ließe die Verwandten zu seinen Kranken, er gewähre ihnen, unter Aufsicht, einen Spaziergang und lüde sie zu Tische zu sich ein. Dieses menschenfreundliche Verfahren war mir ungemein erquicklich. Ich hätte ihm danken mögen, daß er so weich in diesem harten Beruf geblieben sei, und trat, doch stumm und bestürzt, an seiner Seite in den Narrenthurm, dessen äußere Form den Wienern den Gedanken gegeben hat, ihn den „Kugelhupff" des Kaisers Joseph zu nennen. Er ist nämlich rund wie jene unter

dieſem Namen bekannten Theekuchen, die man in Hamburg „Puffer" nennt. Seine Mauern ſind dick, wie die Mauern eines Feſtungsthurms und wie dieſer hat er kleine vergitterte Löcher, hinter denen mir ſchon von weitem die Narren entgegengrinſten. Das Erdgeſchoß wird, wenn ich nicht irre, von den Raſenden bewohnt und ward mir nicht gezeigt. Im erſten Stock liegen die Zellen, eine dicht an der andern, rund im Kreiſe, ſie haben jede ein kleines Gitterfenſter und eine Gitterthüre und geben ſo vollſtändig den Begriff von Staatsgefängniſſen, daß ich es ſehr vernünftig von einem alten Narren fand, als er auf mich zukam und mir erklärte: „Er ſei ſeit dreißig Jahren Staatsgefangener". Anders wie eingekerkert können ſich dieſe Unglücklichen auch nicht fühlen und das mehrt unſtreitig das Unbehagen ihres Zuſtandes. Dazu die Ueberfüllung dieſer kleinen Räume, wo ich ſie wie Negerſklaven in Transportſchiffe aneinandergeſchichtet geſehen habe. Einige Zellen ſtanden offen. In einigen andern blickte man durch das Gitter, wie man wilde Thiere anſieht. Hinter

einem solchen Gitter lag eine Frau auf dem Bett, die sich die Kaiserin von Rußland wähnte, über schmachvolle Gefangenschaft wimmerte und hinaus in die Freiheit verlangte. Ein ärmlich gekleideter Mann mit zwei Strohhüten auf dem Kopfe, einen auf den andern gesetzt, der frei im Corridor herumging, gesellte sich zu uns, lächelte über die wimmernde Frau und sagte: „Die Närrin bildet sich ein, die Kaiserin von Rußland zu sein! Ich weiß besser, was sie ist; denn ich, meine Herrschaften, ich bin Johannes der Täufer, ich weiß Alles!“ Dann ging er, seine zwei Hüte lüftend, selbstzufrieden von dannen. Ueberschätzung des eigenen Werths, gekränkter Ehrgeiz, falschgeleitete Demuth sind die Haupttriebfedern des Wahnsinnes. Das sah man bei einem Maler, der in seiner Zelle saß und fleißig arbeitete. Er hielt sich für Raphael. Der Spott, der seiner Selbstliebe in der Welt widerfahren war, hatte ihn verrückt gemacht. Neben ihm hobelte ein stillaussehender Tischler. Als er wahrnahm, daß ich Freude an seiner Thätigkeit hatte, holte er ein architektonisch

und perſpectiviſch aufgenommenes Prachtſchlafzimmer hervor und erklärte mir die von ihm ausgedachten Zierrathen mit großer Klarheit. Den hatte die Religion verwirrt gemacht. Er ſoll Zeiten haben, wo er nichts thut als beten, wo er ſich weder Speiſe noch Schlaf gönnt, ſondern in tiefſter Zerknirſchung als Büßer lebt. Der Tag, an dem ich ihn ſah, war ein ſtiller, heiterer. Die Aufmerkſamkeit, mit der ich ſeine Arbeiten anſah, ſchien ihm Vertrauen einzuflößen. Als ich ſchied, ſchenkte er mir die Zeichnung mit dem Bedeuten, ich ſolle mir ein Zimmer darnach bauen laſſen. Ich habe das Blatt, das ſehr ſauber gezeichnet iſt, aufbewahrt, auch Stroh- und Kartenarbeiten mitgenommen, welche die Unglücklichen in ruhigen Stunden verfertigen und die ſehr brauchbar ſind. Das dafür gelöſte Geld beſtreitet nur das Material.

In einem etwas größern Zimmer war vor kurzem ein Ball geweſen. Ja die Vernünftigſten unter dieſen Unvernünftigen haben untereinander getanzt, geſcherzt und ſich ſehr glücklich gefühlt. Wie das wehmüthig geweſen ſein muß! Es hatte ſich

auf diesem Balle ein sonderbarer Zufall ereignet. Zwei Schwestern, wovon die eine im Narrenthurm, die andere in der Filialanstalt war, hatten sich, nachdem sie seit vielen Jahren getrennt gewesen und nichts von einander gehört hatten, hier wiedergefunden. Das Wiedersehen soll ergreifend und fast fanatisch gewesen sein. Sie, die Beide nicht die Wahrheit von der Täuschung mehr zu unterscheiden wußten, hatten sich doch die Wahrheit des Herzens zu erhalten gewußt, sie hatten sich wiedererkannt! Jetzt haben sie die menschenfreundlichen Aerzte zusammengebettet. Ich habe sie Beide gesehen und ich kann nicht ausdrücken, wie still beglückt sie sich anblickten. Es war auch der einzige, beruhigende Eindruck, den ich mit fortnahm aus diesem schrecklichen Thurm. Fast Alle, die ich hier besuchte, wollten mit mir gehen. Fast Alle fragten: „Darf ich mit der Dame fahren?" Und dabei sahen sie theilweise bittend, theilweise trotzig und verbissen aus. Viele waren blödsinnig. Andere waren festgeschnallt an den Betten oder in den Zwangsjacken. Ich habe bei Manchen

nicht die so oft geschilderten verwirrten Blicke des Wahnsinns, sondern nur den Ausdruck tiefer Trauer bemerkt. In den Aufnahmesälen, die gleichsam Probeorte sind, in denen die Geisteskranken, ehe sie in die Anstalt kommen, vorläufig beobachtet werden, saß zusammengekauert auf einem Stuhle ein junges Mädchen, das seine Schuhe ausgezogen hatte und andächtig zu beten schien. Das Gesicht trug den Ausdruck der Angst. Gewiß hatte man der von einem Gotte der Rache und des Zorns gesprochen und sie krümmte sich nun vor ihm in Furcht und in Verzweiflung. Sie war erst seit einem Tage hier und schien das Geschrei einer Frau mit kurzgeschornem Haar, die im Bette lag und fortwährend das Wort „Feldhühner" ausstieß, nicht zu beachten. Es ging seltsam bunt hier zu. Ein eleganter Lieutenant in schottischem Schlafrock und gestickten Pantoffeln wanderte selbstzufrieden auf und ab; ein altes Mütterchen kaute an einem Stück Suppenfleisch. Neben einem sauber gehaltenen Bette saß eine hübsch gekleidete Frau und schien einen Geisteskranken, der stumpf vor ihr dalag, zu

beſuchen. Sie hielt ſeine Hand in der ihren. Mit der andern trocknete ſie ſich verſtohlen eine Thräne ab. Dieſer ſtille Schmerz rührte mich ſehr. Es gibt Leiden, die zu tief ſind, als daß der Troſt und die Hoffnung ſie erreichen könnten. Für die ſandte Gott das einzige Rettungsmittel: die Ergebung! O möchte ſie in die Seele dieſer Stillweinenden kommen, die ſo anſpruchslos daſaß und nichts ſah als ihren Schmerz.

Lenau.

Es ist irrig, wenn man im übrigen Deutschland glaubt, Lenau lebe im Narrenthurm. Dieser unglückliche Dichter bewohnt die Anstalt des Doctor Görgen, die sich in Döbling in einer wundervollen Lage, fast auf dem Lande, inmitten eines prachtvollen Gartens befindet und so sehr den Anblick eines lieblichen Landhauses bietet, daß der Gedanke an Lenau hier fast beruhigend und tröstend wird. Hier umgibt ihn Liebe, Pflege, Bequemlichkeit. Hier wird Alles gethan, was die höchste Sorge erfinden kann. Hier sieht er auch die ehemaligen Freunde. Allein hier hat es sich auch herausgestellt, daß der Dichter unheilbar ist. Die Aerzte halten seinen Zustand für eine Er-

weichung des Gehirns. Es ist keine Spur von dem keuschen Sänger, von dem schwermüthig Begeisterten der Vergangenheit da. Lenau ist zum Erschrecken animalisch geworden. Seine Reden sind oft cynisch. Man hat versucht, ihn mit Musik zu erheben und die Musik hat ihn rasend gemacht. Er kennt seine Gedichte, er kennt sich selbst nicht mehr. Einen Tag vegetirt er und ein andermal hat er Anfälle des verzweiflungsvollsten Zornes. Wenn man ihn baden will, geräth er in eine Aufregung, die der Wasserscheu gleicht. Einzelne Freunde, die ihn besuchen, erkennt er und anderen dreht er den Rücken zu. Nicht einmal die äußere Gestalt ist mehr da. Lenau ist sehr stark geworden.

Ich habe diese Details hieher geschrieben, da sie authentisch sind. Möchten sie dazu dienen, unwohlwollende Gerüchte zu verbannen und der traurigen Wahrheit ihre Geltung zu verschaffen.

Der Währinger Kirchhof.

Nicht weit von jenem Garten, in dem der unglückliche Dichter lebt, liegt der Währinger Kirchhof und auf diesem ruhen dicht nebeneinander der Ritter von Seyfried, Beethoven und Schubert. Blumen- und Immergrün schlingen sich um Gräber, auf denen die Trauerweide ihre hängenden Zweige herabsenkt; kleine Kreuze wechseln mit hochaufgerichteten Leichensteinen, unterbrochen von unscheinbaren Rasenhügeln, unter denen die leidenden Menschenherzen schlafen. Im Sonnenschein glänzen die goldenen Buchstaben auf den Beethoven'schen und Schubert'schen Monumenten. Eine Leier hier, eine Büste dort, im Thale die wogenden Nebel und auf diesem Kirchhof die feierliche Stille,

zwiſchen der hindurch die Erinnerung an die großen Todten mit jubelndem Flügelſchlag rauſcht! Wohl kann der ewige Schlaf über die ermüdeten irdiſchen Augen, aber nicht über den Gedanken, nicht über die That ſchleichen!

Weiterhin, bekleidet mit Blumen, die eine ſorgſam mütterliche Hand pflanzte, liegt das Grab der ſiebzehnjährigen Alma von Goethe, des großen Dichters Enkelin. Der Stein bedeckt in ſeiner ganzen Länge dies junge, eben im Todesſchlaf untergegangene Leben! — Goethens Nachkommenſchaft iſt nicht glücklich geweſen. Der Sohn iſt auf dem Fremdenkirchhof zu Rom begraben. Die Enkelin ruht in Wien. Die beiden überlebenden Enkel ſind kränklich. Nirgends zeigt ſich ein friſches, fröhliches Weiterleben. Nirgends iſt Ausſicht, einen Namen wie Goethe's nochmals erblühen zu ſehen. Und doch ſchimmert er purpurn und hoffnungsgrün und ſteht wieder grau und geiſterbleich auf den Kirchhöfen zu Wien, Weimar und Rom!

In Währing lebte Gentz. Von hier aus ſchrieb

er jene Briefe an Fanny Elsler, die wir Alle kennen. Hier besitzt auch Herr von Hammer ein Landhaus, das er bewohnt, wenn er nicht wie jetzt in Steiermark ist.

Die Gemäldesammlung des Herrn von Arthaber.

Dicht daran stößt Döbling, dessen Zierde der Tullnerhof des Herrn von Arthaber ist. Die Besitzung ist so reizend, daß man versucht wird, dem Eigenthümer das Glück dieser Wohnung zu beneiden. Ganz abgeschieden, auf einem Hügel, von dem aus sich ein Park in die Tiefe erstreckt, in der Mitte einer üppigen Natur, liegt das schön gebaute Landhaus und sieht, anmuthig umwebt von traum-stiller Einsamkeit, herab auf das Treiben zu seinen Füßen oder hinaus auf den Kahlenberg. Als wolle es die Müden locken, die Unruhe der Stadt gegen den Frieden des Landlebens einzutauschen, so winkt es mit seinen weißangestrichenen Mauern und seinem weithinausgehenden Bal-

con. Die obere Etage faßt eine Bildergalerie in ſich, die aus Originalen lebender Künſtler beſteht. Herr von Arthaber hat den weiſen Grundſatz verfolgt, die Kunſtbeſtrebungen der Gegenwart durch Ankäufe und Beſtellungen zu ermuthigen. Natürlich, daß er die öſtreichiſchen Maler am meiſten im Auge behielt. Doch hat er die ausländiſchen auch nicht vergeſſen.

Zwei Bilder von Danhäuſer, die ſich gegenſeitig ergänzen, ſind charaktervoll. Das eine nennt der Katalog „den Praſſer" und das andere wird als „Armenſuppe" bezeichnet. Der Praſſer ſchmauſt, umgeben von zwei Herren und einer Dame, im Schlafrock, das Geſicht roth aufgedunſen, an einem Tiſche, auf dem der Champagner und die Leckerbiſſen nicht fehlen. Ein in Lumpen gehüllter Bettler hat ſich in die Thüre gewagt, wird aber von einem unter dem Tiſch befindlichen Hund hart angefahren. Seitwärts erblickt man einen aufwartenden Neger, der neue Zufuhr bringt und den vor Ermüdung faſt in die Knie ſinkenden Bettler ſcharf anzublicken ſcheint. Alles lebt und bewegt ſich auf

der Leinwand. Die Dame, die mit bloßen Schultern dasitzt, hat sich zu dem Armen gewandt. Ihr Ausdruck ist Schrecken. Im zweiten Bilde hat sich die Scene geändert. Der Prasser ist zum Bettler geworden. Da sitzt er, von seinem Hunde begleitet, die Kleider zerrissen, das Haupthaar gebleicht, und hält, still wartend, die Schüssel hin, die ein Mönch mit Suppe füllt. Ihm gegenüber hat sich derselbe Arme, der Zeuge seiner Schwelgerei war, niedergelassen auf eine Bank. Er hat ihn wiedererkannt. Gutmüthig reicht er ihm die Hand. Ihm zur Seite sitzt der auch arm gewordene Mohr, frohlockend und hämisch, den Arm auf den Tisch gestützt. Dazwischen üben die Speise austheilenden Mönche mit friedlich-milder Miene die barmherzige Liebe, indeß die vorüberwandelnde Dame den Prasser erkennt und beschämt sich von ihm abgewandt zu haben scheint. Danhäuser ist ein tüchtiger Maler. Seine Bilder haben das Einzelne erfaßt und es mit glänzenden Mitteln in übersichtliche Abrundung gebracht. Frisch und keck hat er seine Zustände durchlebt und sie nun, wenn

auch nicht immer poetiſch, doch wahr auf die Leinwand gezaubert. Er iſt Gauermann verwandt, deſſen reiche Landſchaften ſo voll lebhafter Kunſtbeſtrebung und ſo tief an Verſtändniß ſind. Sein Standpunkt iſt originell; überall athmet und lebt es in ſeinen Bildern. Ochſen vor hochaufgeſchichteten Erntewagen, ein graſendes Pferd, eine ſchmucke Bäuerin, ein ferner Horizont, fliegende Wolken... er hat das lieblich zuſammengeſchüttelt und prächtig die Natur zu malen gewußt. Seine „Ernte" iſt das würdige Gegenſtück zum „Sturm" und dieſen ſchließen ſich die „Alpe" und die „Schmiede" an. Ich geſtehe, daß die Alpe mit der untergehenden Sonne, mit der ſommerduftigen Färbung, dem wuchernden Buſchwerk, dem friſchen Grün, das die Spalten und Ritzen bekleidet, mir einen ſo tiefen Eindruck machte, daß ich mich ſchwer von dem Bilde trennte. Es iſt Alles ſo wunderbar ſtill, ſo andachterweckend, ſo lebenswarm darauf! Die Blumen, die zwiſchen dem Graſe blühen, haben ſich vor den Strahlen der untergehenden Sonne, die Wolken und Berge er-

glühen läßt, ſchüchtern untergeduckt. Die kleinen Singvögel ſchweigen, indeß eine Kuh einem neuen Sennzug entgegenſieht, dem die Sennin mit dem Milchnapf in der Hand nachſchreitet. Vorn liegt behaglich ausgeſtreckt ein Mutterpferd. Es hat das kleine Füllen vor ſich. Zärtlich beobachtet es ſeine Bewegungen, das ſchalkhafte Wälzen im Graſe, den rückwärtsgewandten Kopf, den es zu belecken ſtrebt. Nebenan wiederkäuen ein paar Schafe. Der alte Senn hat ſich vor die Hütte geſetzt und ſcheint nicht zu merken, wie naſeweis eine Ziege auf dem Dache geht. Man möchte ſie verjagen dieſe Ziege und doch ſieht ſie ſo gutmüthig dumm aus, daß man ſie ſchnuppern und ſtolpern läßt. Wie ſich das Alles gottvergnügt in dem Bilde ausnimmt! Der unbeſchreibliche Ausdruck von der treuherzigen Pfiffigkeit der Thiere, ihre luſtigen Sprünge und die Aelpler daneben .... ich glaubte mich auf der Scheideck im Berner Oberland, an einem Abend, wo ich mich plötzlich unter einer weidenden Heerde neben einer Sennhütte gefunden hatte.

Amerling's „Bürgermeiſter", ein Portrait im Style Van Dyk's, iſt ſehr warm und edel gehalten. Auch ſeine „Witwe", in ſchwarze Tücher gehüllt, mit dem Kinde, das eingeſchlafen iſt, an der Bruſt, die Thränen, die lebensvoll an den Wimpern zittern, vom tiefſten Schmerze erpreßt, auch dieſe iſt ſchön.

Felice Schiavoni hat Rafael in einem Gemache gemalt, das, reich ausgeſchmückt, Fornarina's Zimmer zu ſein ſcheint. Er ſitzt vor der Staffelei; die Geliebte, die ihm über die Schulter blickt, betrachtet abwechſelnd ihn und ihr Bild. Die Compoſition iſt ſehr lieblich, ſehr innig und wahr. Dieſe Geſtalten ſcheinen ſich aus der unmittelbarſten Gegenwart unter den Pinſel des Malers gedrängt zu haben; ſie ſind, ich möchte ſagen, lichtfunkelnd, obwol ſich hie und da und vielleicht eben deswegen tiefe Schatten lagern.

Die „arme Offizierswitwe" von Peter Fendi, die in einem Dachſtübchen, mit der Uniform ihres Gatten bedeckt, früh an der Arbeit ſitzt, ſcheint eine betrübende Nachricht bekommen zu haben. Der

offene Brief, das kleine, noch schlafende Kind, das Portrait des Mannes, die Armuth der Umgebung, Alles erzählt von tiefeingreifenden Lebensschmerzen, von starren Eindrücken, von blitzerschütternden Erfahrungen. Welch ein liebeseliges Weib mag das in den Tagen des Glücks gewesen sein und wie elend ist es jetzt! Man kann den Blick nicht von dem saubern, schwermüthigen Bilde wenden; man kann das edle, geist- und schmerzdurchleuchtete Gesicht nicht wieder vergessen!

„Das Innere der Nonnenkirche in Salzburg", dies schöne Bogengewölbe im gothischen Styl mit einfallender Beleuchtung, „der Bauerbub", der sich einen Splitter aus dem Fuße zieht, „die zwei Mädchen an einem Waldbache", die eine Blume um Rath fragen, und die „Fernsicht auf Salzburg von Fischbach", geben einen schönen Blick auf die Leistungen dieses Künstlers. Er hat einen lebendigen Ausdruck und einen im Farbenduft wahrhaft gesättigten Pinsel, wenn ich dies sagen darf, aber er ist nicht frei von Manier.

Es ist sonderbar, wie schön Achenbach den

Norden und wie wenig er den Süden zu malen versteht! Herr von Arthaber besitzt eine schwedische Landschaft von ihm, eine Gegend von Trolhätta, die mit wildem Gebirgswasser durchzogen und so düster-romantisch ist, daß man sich angefröstelt und doch festgebannt fühlt. Ja, das ist der graue, nebelduftige Norden, das sind die runden, schweren Wolken, das ist die traurige Lichtabwesenheit im Contrast mit Italien, das so viel violetblau, so viel orange- und silberfarbiges Zauberlicht, so viel magische Effecte, so viel Dunstschein hat! Deswegen kann Achenbach wol das Eine, aber nicht das Andere malen. Wer den Norden, diese mit Wolkenvorhängen verhüllte Natur kennt, wer sie belauscht, verstanden, wer sich in sie versenkt hat, dem wird Italien mit seinem goldzitternden Himmel, mit der purpurnen Sonne und dem daraus entstehenden, verklärt schimmernden Veilchenblau einen zu berauschenden Eindruck machen. Achenbach's italienische Landschaften sind misrathen. Der Norden kann sich nicht mit dem Süden vermengen. Zwischen beiden ist keine Vermittelung möglich.

Herr von Arthaber besitzt über hundert Bilder, geschmackvoll an den Wänden seiner Zimmer aufgehangen. Er besitzt auch das nicht im Katalog angegebene „Jagdrecht" von Hübner und schöne Bilder von Hasenpflug. Es ist aber nicht möglich, Gemälde für Gemälde, Sammlung für Sammlung in einem kurz zugemessenen Zeitraum zu sehen. Aus eben diesem Grunde habe ich nur einen Blick auf die Liechtenstein'sche Galerie werfen und die sehr gerühmten der Grafen Schönborn, Czernin, Lamberg und Anderer gar nicht sehen können. Ueberhaupt müßte man, um Wien mit seinen massenhaften Kunstschätzen, von denen das Ausland so wenig weiß, kennen zu lernen, Jahre statt Wochen zur Verfügung haben. Man müßte sich frei von Gesellschaft, frei von Zerstreuungen halten und würde immer noch nicht Zeit für Das haben, was diese überreiche Stadt so verschleiert, so geheimnißvoll, so unter Censurverschluß birgt. Unter der Kategorie des letztern muß ich die Katakomben nennen, die, seit Mistreß Trollope sie beschrieben, dem Publicum verschlossen sind. Damals als die

blaustrümpfige Engländerin sie besuchte, sollen sie wunderbar romantisch, ein Chaos von ungeordneten Knochen gewesen und von ihr misfällig betrachtet worden sein. Denn bekanntlich ist der Engländer nicht romantisch, sondern poesielos-modern. Er will Alles polirt, geschniegelt und gestriegelt haben; er macht Anspruch auf eine fast ausgehöhlte Aeußerlichkeit, welche die Naivetät und die Schauer der Romantik ausschließt; er will sogar die Katakomben, diesen Ort des Todes, genießlich tapezirt und aufgeräumt sehen. Als Mistreß Trollope sich heftig gegen die düstere Melancholie dieser Unordnung geäußert hatte, verschloß man die St. Stephanskatakomben. Nur der Fürsterzbischof kann die Erlaubniß zu ihrer Besichtigung ertheilen. Ich bin um diesen Eindruck, wie um manchen andern gekommen. Das aber wollte ich wenigstens nicht, Wien verlassen, ohne Laxenburg gesehen zu haben.

Laxenburg.

Laxenburg liegt eine Poſtſtation von Wien, in einer von Gebirgswaſſern durchſchnittenen Ebene und taucht ſchon im vierzehnten Jahrhundert mit ſeinem Schloß, Garten und Aeckern in der Geſchichte auf. Oft iſt es ſeitdem Zeuge von Kriegsverheerungen geweſen; in die Hände der Auersperg, dann in die Mannsfeld'ſchen und wieder in die kaiſerlichen gekommen, bis Leopold I. es zu verſchönern anfing. Metaſtaſio, der unter dem Schatten ſeiner Bäume wandelte, ſoll von ihm geſagt haben:

Laxenburgo non è Castello,
Laxenburgo non è Città,
Ma è un luogo bello
Che piace a Sua Maestà.

Wirklich iſt es ſo lieblich, ſo einſam, ſo voll prangender Bäume und Büſche, ſo voll Waſſer und Wieſen, daß die ſtille Luft um uns und der blaue Morgenhimmel recht eigentlich zu dem Park zu gehören ſcheinen. Das Schloß, wie alle Schlöſſer, konnte mir, trotz unſeres Führers, der uns mit vieler Emphaſe von den Gemächern, der Reitbahn und dem dazu gehörenden Theater ſprach, kein Intereſſe abgewinnen. Als er mich aber vor einen tropiſchen Baum führte, den er die „himmliſche Tanne" nannte, da blieb ich ſtehen; denn dieſer Baum, mitten unter deutſche Eichen und Kaſtanien gezaubert, ſah zart gefiedert, elfenhaft aus. Er ſchien ſein heißes Verlangen dem leuchtenden Himmelsblau entgegenzuduften und ſchwermüthig vor mächtiger Sehnſucht nach ſüdlicher Sonne in ſich zuſammenzuſchauern. Sicher träumte ſeine üppige Schönheit in dieſer ihm vollkommen fremden Exiſtenz von weichen, warmen Lüften, denn zuweilen funkelte es in den Zweigen oder zitterte es auf dem Gipfel, der ſich, ſchlank aufgeſchoſſen, im zuckenden Leben nach der Heimat umzuſchauen ſtrebt.

Ich schiffte hinüber zur Franzensburg. Sie ist im gothischen Styl gebaut und viel wohlthuender als die vielen Tempel und Spielereien des Parks. Hier in diesem Knappenhof, in dem Krönungs- und Habsburgersaal kann man sich in ein kräftiges Jahrhundert, unter Helden und edle Frauen träumen, kann wähnen, daß der geharnischte Ritter hinter dem Humpen sitzt oder, aus der Schlacht heimgekehrt, Thaten erzählt.

Die Franzensburg hat einen Thurm, von dem aus man den Park, das Land, ja Ungarn und die steierschen Gebirge erblickt. Inwendig geht es Trepp' auf Trepp' ab, durch kleine winklige Gemächer in Säle und von diesen in den Kerker, in dem eine lebensgroße Figur, ein in Ketten liegender Tempelherr, an die Schauer des Mittelalters erinnert. Sehr werthvoll sind die Alterthümer, die aus Greifenstein, Rosenstein, Kremsmünster und Klosterneuburg zusammengestellt, die Geschichte, die Sitten und Gebräuche in kunstvollen Gefäßen und Geräthen zeigen. Die gemalten Fensterscheiben sind neu und werfen einen so glühenden Far-

benschmelz auf die alten Räume, daß diese dadurch etwas Warmes, Anmuthendes gewinnen. Die Wohnung der Burgfrau mit den zwei Betschemeln nimmt sich gar fromm aus; sie scheint eben einen Gang ins Freie gethan zu haben, diese liebliche Burgfrau. Das Gebetbuch, in dem sie gelesen, hat sie aufgeschlagen gelassen. Ob man hier neben ihr wohnen, mit ihr sich freuen oder leiden möchte? Ich glaube wirklich, es ließe sich in dieser kleinen Welt behaglich leben, wenn nur nicht immer die Gedanken hinaus in die Ferne in ungemessener, wenn auch verstandener Sehnsucht ziehen wollten!

Sie waren es denn auch, die mich wieder fort aus der Burg über die kleine fliegende Brücke nach der Marianneninsel und dann weiter nach Mödling und der Briehl lockten. Die Marianneninsel hat romantisch-schöne Baumgruppen und einen sie umgebenden See, dessen Wasser so klar und durchsichtig ist, daß die alten Eichen sich darin mit ihren goldumkränzten Aesten in vollster Färbung spiegeln. Rings um uns war lautlose Einsamkeit. Der herzschwellende Eindruck des blauen Himmels, die

würzigen Düfte der Erde, das Rieſeln des Waſſers wird erhöht durch ein beruhigtes Weilen, ein ſtilles in ſich zuſammengehaltenes Glück, durch ein Schauen voll Rührung und Friede.

Mödling und Briehl.

Mödling bildet den Anfang einer Gebirgswand, die ſich nach Baden und dem Helenenthal hinzieht. Von Mödling kommt man nach Briehl, deſſen maſſenhafte Felspartien wunderlich mit der eben verlaſſenen Laxenburger Ebene abſtechen. Wie Perlen in rauhen Muſcheln, ſo liegen die weiß-angeſtrichenen Landhäuſer zerſtreut im Gebirg, umgeben von dunkelm Gebüſch, zwiſchen dem eine Statue oder eine Fontaine geheimnißvoll durchſchimmert. Wohl kann ich mir einen Sommeraufenthalt in Briehl als lieblich denken. Es iſt viel Grazie neben dem Ernſt in der Natur hier anzutreffen; geſchlängelte Wege durch hohe Hecken, Weinberge und Gärten und himmelanſtrebende

Berge, über die der Zauber der mittelalterlichen Romantik, in Ruinen, Kapellen und Crucifixen sich ausgießt. Dazu der Katholicismus, der nun einmal zur charaktervollen Staffage der Natur geworden ist. Seine blumenumkränzten Madonnen- und Jesusbilder, seine ewigen Lampen, der Landmann, der still sein Gebet in der Kapelle verrichtet, die Kirchen und Klöster im Thale und auf der Höhe, die waldigen Felsränder, die murmelnden Gebirgsquellen, überstrahlt mit den Gluten des sich orangefarben auflösenden Abendroths — die Landschaft hat wieder das rechte Colorit gewonnen. Die Glocken läuten zum Ave Maria; ein Bettelmönch zieht barfuß vorüber, der Epheu umrankt das bröckelnde Gemäuer, die Glühwürmer sprühen an den Gräben, schlaftrunken flattert ein Schmetterling vorüber; phantastisch geht der Mond, von leichten Wolken umzittert, hinter den Felsen auf. Sein gelbliches Licht fällt in blassen, langen Strahlen wie anbetend nieder ins Thal... da pfeift es... Wir sind wieder in Mödling an der Eisenbahn und eine halbe Stunde darauf in Wien.

Das Theater in der Josephsstadt und das Theater an der Wien.

Nach dem Eindruck dieses Abends ins Theater in die Josephsstadt zu fahren, ist hart. Und doch habe ich das, wie so vieles Andere, mir auf der Reise gefallen und vielleicht des Contrastes wegen sogar gern gefallen lassen. Die Localität dieses schmutzigen, schlecht riechenden Theaters ist abscheulich. Möglich, daß bessere Stücke als das, was ich sah, den Anblick und die Unbehaglichkeit dieses Orts vergessen machen. „Tausend und Eine Nacht", das während meiner Anwesenheit täglich gegeben wurde, ist so abschreckend dumm, so ganz ohne alle Naivetät, die man hier anzutreffen glaubt, das Publicum ist ein so genußsüchtiges, von allem Schönheitsgefühl entblößtes, ein Herr Denemy schrie so

fürchterlich und der Komiker Feichtinger machte so wenig anständige Sprünge, daß ich von diesem Volkstheater die übelste Idee mit fortgenommen habe. Das in der Leopoldstadt war geschlossen. Dagegen hat mich das Theater an der Wien sehr eingenommen. Hier waltet eine höhere, bessere Idee vor. Es ist nicht Alles auf die Zweideutigkeit, auf die Dummheit, nicht Alles auf den Ungeschmack des Publicums berechnet. Die Räume sind schön. Silberschillernde Verzierungen wechseln mit blauen Draperien ab. Die Logen sind geräumig. Man könnte an die Scala in Mailand erinnert werden, so behaglich sitzt es sich auf weichgepolsterten Stühlen. Die Scene, mit einem tiefen Hintergrund, ist überraschend groß. Sie muß groß sein, um Spectakelstücke, wie sie hier vorzugsweise gegeben werden, aufführen zu können. Man gab „den Sohn des Geächteten", ein Sujet, das den Evolutionen der Truppen zu Pferde und zu Fuß angemessen war. Herr Podesta bediente sich der Maske Friedrich des Großen mit Glück. In Herrn Kunst erkannte ich einen tüchtigen Künst-

Die hohe Warte.

Mein letzter Eindruck in dieſer ſchönen Stadt war die Beſteigung der hohen Warte bei Döbling. Dieſer Punkt iſt eine Höhe, von der man die Ausſicht auf ein reiches Panorama gewinnt. Der Morgen war neblig geweſen, aber im Augenblick, als wir oben auf der Warte ſtanden, riſſen die Florſchleier vor der Sonne auseinander und ſanken nieder in die ſchillernde Donau. Da lag vor uns im Glanze des Lichts das weitgeſegnete Land bis Ungarn mit ſeinen Bergen und Thälern, mit den Klöſtern und Thürmen, den gelbwogenden Feldern und den rankenden Weinſtöcken. Links ſchlängelte ſich die Donau wie ein breites Band um den Kahlenberg und bog ein nach Preßburg, rechts ſchoß der Stephansthurm wie ein ſchwarzer Rieſenarm hoch in die Wolken. Ueberall ſchön

geſchwungene Linien, zackige Höhen, ein weiter, reicher Horizont, umduftet von weißlichem Nebeldunſt, verklärt von dem immer kryſtallreiner werdenden Himmel. Ueberall die reiche, üppige Gegenwart und oben auf dem Kahlenberg die ſchimmernden Ruinen verfallener Herrlichkeit. Ja, hier auf dieſer Höhe, herausgerückt aus Wien, angelehnt am Fuße des Kahlenbergs, kann man öſtreichiſche Geſchichte ſtudiren. Zuerſt war Leopold der Vierte hier anſäſſig, der bedächtlich aus ſeiner prächtigen Burg herab auf die rauſchende Donau, auf Heimburg und die Berge der Leytha ſchaute. Dann tummelte ſich Kriegsgeſchrei in der Ebene, dann wehte die Fahne des Friedens. Darauf kamen die Türken und ſchleiften das Schloß. Dann beteten Mönche. Dann ſah man Sobieski. Hier lebte auch Oeſtreichs Apoſtel, der fromme Severin, und predigte Liebe und Duldung. In dieſer kleinen Waldſchlucht lag einſam das ſtille Bethaus, in dem er um ſich die Schüler ſammelte.

Zahlloſe Erinnerungen, ausgeſäet mit Blut auf dieſem Boden, haben nichts als eine thatenloſe

Begeiſterung geweckt. Hie und da tritt ein Charakter, eine Epoche hervor. Selten, daß Vorſatz, Entſchluß und Ausführung zuſammen in einem Schlage fallen. Aber das Schickſal webt doch langſam ſein großes Reſultat; langſam zeigt ſich der Uebergang vom Endlichen zum Unendlichen; aber das Unendliche gehört nicht mehr Oeſtreich allein, ſondern der Welt. Wie iſt das Daſein inhaltreich, die Erde ſchön! Ich verfolge die Donau, wie ſie ſich ſchüchtern von ihrem Urſprung durch den Schwarzwald nach Baiern und Oeſtreich wagt. Bei Wien wogt und tobt ſie voll Jugendluſt, umfaßt den Kahlenberg, wirft ſich Preßburg, Peſth und Ofen um den Hals und ſchwimmt, nachdem ſie die ſchönen Städte verlaſſen, traurig abwärts in das ſchwarze Meer. Geheimnißvoll dämmern dazwiſchen die Karpathen im Weſten auf. Wie in Lapislazuliblau getaucht, ziehen ſie weit am Horizont hin, glänzen und ſchimmern, trauern und ſchweigen. Oeſtlich — liegt Preußen, iſt Sachſen; öſtlich flammt es, und im Süden? Ach, wer ſtatt mit der Eiſenbahn nach

II 594

Breslau, gen Italien ziehen, Venedig, Florenz, Rom und Neapel sehen, sich sättigen, sich an der Erhabenheit dieser Eindrücke trösten könnte!

Ich will Abschied von Wien nehmen, Abschied von den Betrachtungen, die ich in ihm gemacht, von den Menschen, die ich kennen gelernt, von dem Wünschen, Hoffen und Zweifeln, das es mir geweckt hat. Aber nicht Abschied für immer! Wien ist eine Stadt, gegen die sich Manches einwenden läßt. Augenblicklich reizt es zum Widerspruch; wenn man aber am Tage der Abreise rückwärts blickt, wenn es sich majestätisch zu den Füßen seiner Berge, in üppiger Ebene lagert, wenn die guten Menschen wohlwollend lächeln, die Stephanskirche sich aufthut, der überraschte Blick auf die großen Kunstschätze, auf das Theater fällt, wenn hier eine Villa und dort ein Park sich öffnet, dann denkt man, übermannt von den verschiedenartigsten, meist großen Eindrücken: Wien ist doch schön!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**
ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Paris und die Alpenwelt.

Von

Therese.

Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" ꝛc.

Gr. 12. 1846. Geh. 1 Thlr. 26 Ngr.

Jenseits der Berge!

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweite vermehrte Auflage.

Zwei Theile.

Gr. 12. 1845. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Diogena.

Roman

von

Iduna Gräfin H.. H..

Zweite Auflage.

Gr. 12. 1847. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY
WILL INCREASE TO [illegible] FOURTH
DAY AND TO [illegible] DAY
OVERDUE.

NBLB

MAR 22 1939
apr. 5.
Apr 19
May 3

JUL 8 1939

Aug 5
AUG 10 1942

INTERLIBRARY LOAN

JUL 22 1992

UNIV OF CALIF., BERK.
SENT ON ILL

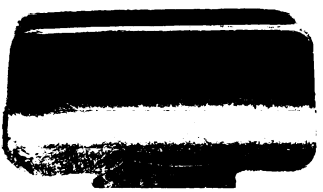
MAY 16 1997

U. C. BERKELEY

LD 21-5m-1,'39 (7053s7)

YB 57349

643469

DB854
L8

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY